

# ERBÄTZER

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Eile mit Weile. (Illustration von Fritz Lüsshaus.) — Der älteste Hauptmann. Novelle von Ernst Wichert. (Schluß.) — Gefangene Frauen. Von George Hefekiel. (Schluß.) — Die Eröffnung der Eisenbahn zwischen Heddo und Yokohama. (Illustration gezeichnet von Nagabayasi und in Holz geschnitten von Hagimaja aus Japan.) — Frithjof's Liebesglück. (Illustration von Prof. A. Malmström.) — Davoust und Sophie Schröder. Von Th. Raeder. — Modenbericht (mit Bignette von L. Venus). — Wirtschaftsplaudereien. — Auflösung der Schwach-Aufgabe Seite 360. — Nebst. — Correspondenz. — Notiz.

## Der älteste Hauptmann.

Novelle von Ernst Wichert.  
(Schluß.)

Die Thür wurde nicht wieder abgeschlossen. Elvira war nicht wenig verwundert, sie offen und César in seinem Laboratorium eifrig bei der Arbeit zu finden, als sie am nächsten Morgen zum Frühstück bitten wollte. „Es ist nur, um einige chemische Veränderungen zu demonstrieren,“ entschuldigte er, ohne angegriffen zu sein, das erstaunte Gesicht der Schwester hätte ihm denn als großes Fragezeichen erscheinen müssen. Alexandrine war dann wirklich sein Gast im Laboratorium und hielt darin länger aus, als ihre Neugierde. Bald freilich war der Dunkel so vertieft in seine Untersuchungen, daß es einer Anregung von ihrer Seite nicht mehr bedurfte.

Damit war jedoch nur ein Theil seiner Zeit in altgewohnter Weise ausgefüllt; noch stand die Bibliothek unberührt, die sonst so eifrig benutzt war. „Ist es nicht jammer schade,“ sagte Alexandrine, „daß die schönen Bücher so arg verstauben?“ Sie zog einige Bände halb aus der Reihe und blies die Stodden fort. „Eine Bibliothek, die ungebraucht dasthet, kommt mir immer vor wie ein Kirchhof. Da liegt Leichenstein an Leichenstein mit sauberer Aufschrift — man erfährt, wer da unten sanft schlummert. Wächst auch nicht Gras darauf, so sammelt sich doch Staub zum Staube.“ — „Es ist nur der Unterschied,“ meinte César, „daß die Aufweckung von den Todten nicht so schwierig ist und nicht gerade auf den jüngsten Tag warten darf.“ Alexandrine blies eine neue Wolke auf. „Wer weiß? Wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich schaffte den Kirchhof hinaus — es ist doch ein melancholischer Anblick. Ein praktischer Offizier braucht am Ende nichts Gedrucktes im Hause, als das Exercir-Reglement und die Dienst-Instruction.“ So weit sei's denn doch mit ihm lange noch nicht, meinte er ein wenig gereizt.

Und als ob er zeigen wollte, daß es mit ihm noch lange nicht so weit sei, bepackte er schon an demselben Nachmittage seinen Schreibtisch mit aufgeschlagenen Büchern in Duart und Octav, stopfte nach Monaten wieder die erste Pfeife und qualmte so kräftig, daß Elvira es bis ins dritte Zimmer hin verspürte und ein Mal über das andere in ihr Taschentuch hüsteln mußte. „Es gechehen Wunder,“ sagte sie. — „Ueber die wir uns aber um Himmelswillen nicht verwundern müssen,“ meinte Alexandrine.

Der Feldwebel Panje hatte nun bessere Tage. Sein Hauptmann verließ ungern das Haus und war nur in dringenden Angelegenheiten zu sprechen. „Lassen Sie mich mit der Bagatelle in Frieden,“ war schon nach einer Woche die stehende Absfertigung auf alle denkbaren Rapporte. Die Hoffnungen, die der Herr „Wachtmeister“ auf den „Gelehrten“ gesetzt hatte, schienen sich endlich erfüllen zu wollen; er hob den Kopf höher.

Daß César bei dieser veränderten häuslichen Lebensweise gerade viel lebenswürdiger wurde, läßt sich nicht behaupten; wenigstens spürten die Damen wenig davon. Als ob er alles Veräumte nachholen wollte, ließ er sich nun kaum zum Essen Zeit, um nur schnell wieder zu seinen Büchern und Scripturen zurückzukommen. Leider forderte der praktische Dienst, was auch der Feldwebel auf sich nehmen mochte, so oft Unterbrechungen, daß seine Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde. „Schon wieder? Man möchte aus der Haut fahren!“ hörte man ihn wohl zehn Mal am Tage rufen, und wenn er den bequemen Schlafrock

aus- und die Uniform anziehen oder gar den Helm aufsetzen mußte, war's ein Gesenke und Gestöhne, daß es ein härteres Herz als das Elvira's hätte erbarmen können. Alexandrine freilich lachte wie ein Kobold und meinte, es gechehe ihm schon recht. Wenn man sich als ältester Hauptmann fühle, müsse man den jungen Leuten mit gutem Beispiel vorangehen.

„Es ist wahrhaftig nicht länger auszuhalten!“ rief er eines Tages ganz verzweifelt, als er wieder Stunden lang hatte zu Pferde sitzen müssen und beim Exercitium seinem Vorgesetzten

„Es zwingt Dich ja aber nichts, zu dienen.“  
Das war deutlich. Es war so deutlich, daß César nicht glaubte, seinen Ohren trauen zu können, deshalb den Hals vorreckte und das Gesicht halb wandte, wie Jemand, der schlecht gehört zu haben glaubte und die Bestätigung erwartete.

Alexandrine hatte sich auf einen scharfen Disput gefaßt gemacht, und sich abschrecken zu lassen, war gar nicht ihre Art, obgleich Elvira über das Strickzeug fort mit den Augen plinkte. „Ich meine,“ erläuterte sie sehr gelassen, „Dienen ist keine Annehmlichkeit, und wer's nicht nöthig hat, bleibt besser davon. Man könnte Dir doch den Abschied nicht verweigern.“

„Nicht verweigern — nicht verweigern?“ fuhr er auf. „Das fehlte wahrhaftig noch!“

„Nun also?“

Das schlimme Wort war gesprochen. Es hatte César das Blut ins Gesicht getrieben und Elvira freudebleich gemacht. Ihre Stricknadeln klapperten, als ob sie fürs tägliche Brod arbeitete, dabei fiel aber eine Masche nach der andern herunter und der Faden wickelte sich um den kleinen Finger fest. Es entstand eine sehr peinliche Pause.

„Höre, Alexandrine — das verstehst Du nicht,“ brach endlich der Dunkel in geärgertem Ton los. „Es ist für mich ein Ehrenpunkt zu bleiben.“

Sie lächelte ungläubig. „Einbildung, Dunkelchen, pure Einbildung.“

Er sprang auf und trappete mit seinen Sporenschneideln durch das Zimmer, daß die großen Basen auf der Servante zitterten. „Du erlaubst Dir einen Ton, Alexandrine —“

Sie fing seine Hand ab und suchte sie an die Lippen zu ziehen. „Mit allem pflichtschuldigen Respekt, Dunkelchen: es ist Einbildung. Ich weiß wohl, Du bist ältester Hauptmann —“

„Sei mir still davon.“

„Und der Ehrenpunkt ist, Major zu werden.“

„In drei Teufels Namen denn — ja! ja! ja!“

„Aber einem Mann, wie Du einer bist, ist es gar keine besondere Ehre, Major zu werden.“

Er blieb stehen und riß die Augen auf. „Was — was? Ich hab's so gut verdient, wie ein Anderer.“

„Eben darum. Du hast aber vor Andern viel voraus, und da sollen sie Dich einmal einholen.“

Das war ein Tropfen Balsam auf das wundte Herz. „Es ist mir, weiß Gott, nicht um die blanken Epaulettes, und auch nicht um das größere Traktament! Aber weshalb sich bei Seite schieben lassen? Und von so einem —“

„Nun? Von so einem —?“

„Jungen Fant, wie der Wachtly. Es ist von ihm die Rede, weil er im Generalstabe gewesen ist. Das ist so die leichteste Art, alten verdienten Offizieren über die Köpfe zu springen.“ Er focht mit den Armen und duckte das Kreuz.

„Ich erinnere mich doch, daß noch vor fünf oder sechs Jahren Herr von Wachtly stets einer Deiner liebsten Gäste war. Ich habe Dich selbst oft genug sagen gehört, daß er ein vortrefflicher Offizier sei.“

„Bah! es gibt auch sonst noch vortreffliche Offiziere. Wenn er ein Bürgerlicher wäre, hätte kein Hahn nach ihm gekräht. Und wenn ich nicht Neumann hieße —“

„Ja, ha, ha! Dann wärest Du schon General! Also neidisch —! Was kann denn aber der arme Wachtly dafür, daß ihm sein Vater nichts hinterlassen hat, als einen altadeligen Namen und eine Freistelle im Kadettenhaufe? Er muß vorwärts. Wenn er ältester Hauptmann wäre, und es käme ihm Einer zuvor, dann wärs übel für ihn. Du aber — Du hast's reichlich dazu, Dein freier Herr



Eile mit Weile.

Aus: „Deutsche Sprichwörter“, nach Federzeichnungen von Fritz Lüsshaus, in Holzschnitten von R. Brend'amour. Leipzig 1872, bei J. A. Barth.

nichts hatte recht machen können. „Man wird behandelt wie ein dünner Junge, und das von Leuten, die Gott danken sollten, daß das Pulver nicht mehr zu erfinden ist. Wenn's früher doch einem vernünftigen Menschen eingefallen wäre, zu verlangen, daß der Artillerist wie ein Paradejoldat aussehen und marschiren sollte! Nun ist ihr ganzer Ehrgeiz, mit den anderen Waffengattungen in diesen Neuzerlichkeiten zu wetteifern. Erbärmlich!“

„Was nöthigt Dich aber, bester Onkel, Dich so behandeln zu lassen?“ wendete Alexandrine ein, die nur auf die günstige Gelegenheit gewartet hatte loszubrechen.

Er warf mit einem kurzangestohlenen „Bah —!“ den Kopf auf. „Die Disciplin! Das ist ja beim Militär nicht anders. Im Dienst muß man alles einstecken.“

zu sein; es trägt Deinem Lebensglücke nichts zu, wenn Du am Schluß des Jahres einige hundert Thaler mehr unverbraucht findest. Du bist aber auch der Mann, Deine Freiberberschaft nützen zu können. Mit Herz und Seele bist Du ja doch bei ganz anderen Dingen; Stand und Beruf beengen und hemmen Dich. Du wirst Dich um so unbehaglicher und unbefriedigter fühlen, je weiter der Wirkungskreis eingeengt wird, in dem Du Dich doch nicht zu Hause findest, und je peinlicher die Selbstverpflichtung werden wird, dieser größeren Verantwortlichkeit gewachsen zu sein. Wahrhaftig! ich müßte Dir weniger gut sein, bester Onkel, wenn ich anders sprechen wollte."

Man konnte den Wechsel der Empfindungen, den diese vernünftigen, augenscheinlich gutgemeinten und doch wenig zuzugenden Vorstellungen verursachten, auf seinem beweglichen Gesicht ablesen. Hätte er aufrichtig sein können, so würde er sich bekannt haben, daß er sich alle diese Gründe selbst schon vorgehalten hatte; aber er war nun einmal zu lange mit aller Anstrengung bemüht gewesen, sich in eine ihm ganz fremde Richtung hineinzuschrauben, und er hatte zu viel gelitten, sich darin zu behaupten, um nun einen Irrthum zugeben zu können, der überdies beschämend war. "Ihr Frauenzimmer habt keinen Maßstab für dergleichen," polterte er schließlich heraus; "jeder Offizier ist da ein kompetenterer Beurtheiler."

Und wenn man Dich trotz aller Deiner Bemühungen, ein guter Soldat zu scheinen, doch überpringt — ?

„Ah —!“  
"Jetzt ist es Dein freier Wille, den Abschied zu nehmen, und wer Dich kennt, müßte diesen Entschluß ganz begreiflich finden. Wenn Du übergegangen bist —"

Seine hohe Stirne wurde feucht, und die Augen zwinkerten wie geblendet. „Glaubst Du wirklich, daß eine solche Kränkung —“ fragte er kleinlaut und unsicher.

„Wenn ich darüber zu bestimmen hätte, Onkelchen,“ rief Alexandrine munter, „ich machte Dich jedenfalls nicht zum Major.“

Das kam denn doch sehr unerwartet. Elvira ließ das Strickzeug fallen, und Cäsar zog eine Grimasse, als ob er in einen unreifen Apfel gebissen hätte. Er antwortete nichts, aber es konnte kein Zweifel sein, daß er sich beleidigt fühlte. Alexandrine sprang auf und eilte ihm nach. In der Thür zu seinem Zimmer holte sie ihn ein, hielt ihn an der Schulter fest, zog mit sanfter Hand sein widerstrebendes Kinn zu sich herum und gab ihm einen herzlichen Kuß auf die Wange. „Und doch bist Du mein allerbestes Onkel,“ schmeichelte sie, „und ich wüßte kaum einen zweiten Menschen auf der Welt, dem ich so alles wahre Glück wünschte, wie Dir. Aber zum Major bist Du mir viel zu schade.“

Der Unmuth wollte nicht so schnell weichen. „Schon gut — schon gut!“ brummte er, machte sich aus ihrer Umarmung los, schritt weiter und schloß die Thür hinter sich. „Nun ist Alles wieder verdorben“, seufzte Elvira.

Abwarten, Tanten! — meinte Alexandrine.  
Cäsar schmolte lange; er ließ sich sogar dienstlich krank melden und blieb den nächsten Tag über auf seinem Zimmer. Endlich aber mußte er doch wieder zum Vorschein kommen und Alexandrine empfing ihn mit so schalkhaftem Bedauern, daß seine Bärbeißigkeit dagegen nicht Stand hielt. „Wenn Du allen den Flieder- und Kamillenthee hättest einschlucken müssen,“ sagte sie mit drohlicher Wichtigkeit, „den Tante Elvira Dir zugebacht hatte, Du wärest ein verlorener Mann gewesen. Küsse mir die Hand, daß ich Dich gerettet habe.“ Und dann hing sie sich an seinen Arm und streichelte ihn und meinte, daß er ganz schmal geworden sei, und legte ihm bei Tisch selbst das beste Stück vom Braten auf den Teller und sah ihn mit so verliebt-nedlichen Blicken an, daß wohl der Schnee bald gänzlich schmelzen mußte. Als sie nach dem Essen „dem Reconvalencescenten“ einen Spaziergang ins Freie vorschlug und den Burtschen mit dem Paletot nachbestellte, brach er in eine helle Lache aus, und der letzte Rest übler Laune war verschwunden.

Er hatte sich schon überlegt, daß Alexandrine eigentlich doch Recht habe. Auch wenn sie nicht Recht gehabt hätte, würde er dem lustigen Dinge nicht lange haben zürnen können, das ihn so trefflich zu behandeln wußte; aber sie hatte wirklich Recht. Es war die größte Thorheit, sich aufs widerwärtigste zu placken, um im günstigsten Falle etwas zu erlangen, das für ihn nicht einmal durch sich selbst Werth hatte. Und es war andererseits das Erwünschteste, was er sich denken konnte, in voller Ruhe seinen wissenschaftlichen Bestrebungen nachzugehen. Tausendmal hatte er selbst gesagt, daß er erst zu leben anfangen werde, wenn er Invalide geworden sei, und daß es ihm auf die Pension wenig ankomme, das müßte er sich auch jetzt wiederholen. Und doch war's schwer, sich mit einem entschlossenen Strich aus der Lüste derer auszutreiben, mit denen und zwischen denen er so lange dem gleichen Ziel zugeschritten war. Wenn sein Vater noch lebte — der würde es gar nicht begreifen. Es schien beinahe sündlich, mehr als das halbe Leben für etwas gearbeitet zu haben, das so willkürlich und ohne eine Spur zu hinterlassen, sollte von ihm abfallen können, als ob es gar nicht da gewesen wäre. Er war eine viel zu tiefe Natur, um darüber mit Leichtsinne hinweg zu können. Zugeben, daß er sich von seinem Beruf ohne jeden Kummer und sogar mit Freudigkeit trennen könne, hieß anerkennen, daß er seinen Beruf gänzlich verfehlt habe, und davor erschreckte er, wenn er an seine weitvorigen Jahre dachte. Es entstand da plötzlich hinter ihm eine gewaltige Veere, die sich mit nichts ausfüllen lassen wollte, und davor wurde ihm bange.

Aber wie er sich auch sträubte, es gelang ihm nicht mehr, in die frühere Selbsttäuschung zurückzukommen, nachdem ihm einmal die Augen geöffnet waren. Und sonderbar! je mehr er sich darüber klar wurde, daß er nie hätte Soldat werden sollen, und daß er so rasch als möglich aufhören müßte es zu sein, desto mehr Zweifel stiegen ihm darüber auf, daß auch in anderer Hinsicht sein Leben eigentlich recht nichtswürdig verpufft sei. Es fiel ihm jetzt zum ersten Mal recht schwer auf die Seele, daß er nicht geheirathet habe; und er fragte sich nun ärgerlich und verwundert, warum er denn eigentlich nicht geheirathet habe? und konnte sich durchaus keine genügende Antwort geben. Wenn du nun Weib und Kind hättest, müßte er denken, dann wärest du geborgen; dann hättest du etwas, das dich ganz ausfüllte; dann wüßtest du, wofür du eigentlich lebstest. Ein alter Junggeselle, der nicht einmal seinen Posten in der Gesellschaft ausfüllen kann, zu dem doch nur ein Mann gehört — das war etwas sehr Trauriges: Es kam ihm der Gedanke, ob es noch Zeit sei, ein ganzer Mensch zu werden, und der Gedanke schien gar nicht so ungeheuerlich. Er durfte nur aufstehen, um gleich im Sturm Kopf und Herz in Beschlag zu nehmen. Er hatte gleichsam von der Wagschale, die sich bisher in der Schwebe erhalten hatte, ein großes Gewicht herunterge-

hoben und war mit seiner Last tief abwärts geschnellt; es mußte ein anderes Gewicht aufgestellt werden, um ihn wieder zu heben, und das schien nun ganz unerwartet gefunden. Warum zögern?

Sich nach einer Frau umzusehen, die seinem Lebensalter angemessen, fiel ihm dabei gar nicht ein. Fing die Phantasie erst an zu spielen, so fragte sie nicht mehr nach dem Möglichen und Zutraglichen. Ein hübsches, munteres Weibchen — je jünger je besser. Die Jahre zusammengelegt und das Mittel gezogen, mußte etwa die Normalzahl für die Heirathszeit herauskommen. Er dachte sich's reizend, einmal recht gründlich verliebt zu sein und unterm Pantoffel zu stehen, seine schöne Frau auszuputzen und dann mit ihr zu paradieren, daß alle Welt neidisch würde und namentlich auch die Kameraden vom Regiment sagen müßten: der Cäsar Neumann ist doch uns allen voraus. Dabei durfte ihm nicht einmal Sorge machen, wo ein solches Weibchen zu finden sei; bequemer konnte es kein Mensch in ähnlicher Lage haben. Nur die Augen durfte er aufmachen und die Hand ausstrecken, ohne über die Schwelle seines Hauses zu treten. Wenn er sich's recht überlegte, war er ja schon närrisch verliebt und küßte er ja schon das niedlichste Pantoffelchen. Wie ein Wink des Himmels schien es ihm, daß Alexandrine gerade in diesem kritischen Moment eingetroffen war. Sie und keine andere — das verstand sich gerade ebenso von selbst, als daß sie nur auf seinen Antrag wartete, um „dem alten Onkel“ in die Arme zu fallen.

Sobald das einmal bei ihm sicher war, schlug seine Stimmung radikal um. Alles was ihn bisher Monate lang in Unruhe versetzt, gekränkt und gehärrt hatte, verlor seine Bedeutung. Mit einer Sorglosigkeit, die das gerade Gegenteil der früheren ängstlichen Vielgeschäftigkeit war und die Zedermann, außer ihm selbst, in Verwunderung setzte, überließ er seine Batterie dem Felsobel und den jüngeren Offizieren; er suchte wieder für den Dienst einen bequemerer Rod vor, ließ den obersten Haken am Kragen offen, schob den Helm ins Genick, um die Stirne frei zu machen, und setzte die gewohnte Brille auf. Es war ihm ganz gleichgültig, was der Major oder Oberst davon dachte und sprach; er nahm deren unermessliche Mühsel mit edler Gemüthsruhe hin und scherzte sogar darüber zu Hause. Er aß mit bestem Appetit, erzählte bei Tisch launige Geschichten, ließ sich den besten Wein aus dem Keller heraufbringen, machte allerhand Einkäufe für die Damen, hatte immer Zeit, mit denselben zu plaudern oder spazieren zu gehen, wobei er nie unterließ, Alexandrine den Arm zu bieten, und fing an einen Leihbibliothekenroman zu lesen, den er auf Elvira's Nähtisch fand. Er war heiter bis zur Lustigkeit, gesprächig, leutsam wie ein Kind, nachsichtig, aufmerksam, aber auch, wie Alexandrine bemerkte, „süß“. Er lächelte so eigen mit den Augen, wenn er sie ansah, es war, als ob er stets einen Bonbon im Munde hätte, wenn er mit ihr sprach, und er wurde roth, wenn sie sich auf seinen Arm stützte oder ihm das Kinn streichelte oder ihm gar zum guten Morgen einen Kuß gab. Alexandrine fand den „süßen Onkel“ sehr komisch und Elvira, die jetzt ganz Glückseligkeit strahlte, mußte wieder schelten: „Du hast aber auch immer etwas an ihm anzusetzen!“

So weit ging alles gut und gleichsam ganz von selbst. Nun aber sollte ein Schritt weiter geschehen, und da ergaben sich unerwartete Schwierigkeiten. Alexandrine mußte doch von seinen Absichten Kenntniß erhalten. Wie ihr aber bekommen? Er hatte es schon mit Andeutungen und scherzhaften Redensarten versucht, aber sie war ihm immer „glatt wie ein Mal“ entschlüpft, wenn er sie zu fassen dachte. Ein förmlicher Antrag war gar nicht zu vermeiden, aber dazu gehörte wieder mehr Herzhaftigkeit, als er besaß, und es wollte ihm auch bei allem Nachhinnen das rechte Wort nicht einfallen, das bei solchen Gelegenheiten zum Verständniß führt. Wenn er sich's zurecht legte, was er sagen wollte, so wurde immer gleich eine lange Rede daraus, und er kannte Alexandrines Ungeduld und wußte, daß sie ihn gar nicht aussprechen lassen und mit hellem Lachen unterbrechen würde. Wenn er sich dann vorstellte, daß er ganz den Faden verlieren und in der Verwirrung dummes Zeug sprechen könnte und daß er wohl gar die Hauptache doch nicht zum Schluß brächte und ein ander Mal wieder von Anfang anfangen müßte, so wurde ihm ganz heiß. Besser einen Andern vorschreiben und selbst erst zutreten, wenn es sich nur noch um ein einfaches „willst Du?“ und „Ja“ handelte.

Dieser „Anderer“ konnte natürlich Niemand sein, als Elvira. Sie war ja auch bei der Aenderung aller häuslichen Verhältnisse, die bevorstand, am meisten betheiligte und hatte somit Anspruch, nicht übergangen zu werden. Bei ihr, meinte er, würde er's leichter fertig bringen sich zu erklären, und daß ihre Schwesterliche Liebe dann mit allem Eifer bei dem Mädchen für ihn eintreten würde, konnte ja keinen Zweifel haben. Er paßte also eine Stunde ab, in der er Alexandrine auf Besuch außer dem Hause wußte, und begann Elvira seine wichtigsten Eröffnungen zu machen.

Die Präliminarien wickelten sich ganz nach Wunsch ab. Er sagte ihr, daß er beschlossen habe seinen Abschied zu fordern, um „die zweite Hälfte seines Lebens“ sich selbst anzugehören, und darüber sprach sie ihre lebhafteste Freude aus. Als er sich dann darüber verbreitete, daß er doch seinem Vater wenig dankbar sein könne, schon in früherer Jugend auf eine unrichtige Bahn geführt zu sein, und daß er doch ein rechter Thor gewesen, sich um nichts und wieder nichts zu plagen und die besten Jahre einsam zu verbringen, statt seinen Neigungen und Fähigkeiten gemäß eine Stellung zu suchen und eine Familie zu gründen, wurde sie schon ernster und gemessener, nickte aber noch immer zustimmend, da sie meinte, daß es sich nur um allgemeine Betrachtungen handle, gegen die ja nichts einzuwenden sei. So wie aber seine Absicht zu Tage kam, mit der Reue Ernst zu machen und den Junggesellen mit dem Offizier an der Nagel zu hängen, zogen urplötzlich schwere Gewitterwolken über das sonst so friedliche Gesicht und entluden sich ungestüm in einem Strom von Thränen und in einem Hagelschauer von spitzen Worten, so daß er ganz außer Fassung kam und wie angedornert mit offenem Munde vor ihr sitzen blieb, keiner Entgegnung fähig. „Wie?“ rief sie. „Du denkst daran zu heirathen — Du? Ein Mann in Deinen Jahren — ein Invalide — ein Jüngling mit grauen Haaren? Verzeih mir, lieber Cäsar, das finde ich denn doch geradezu lächerlich. Vor fünf und zwanzig Jahren hätte ich nichts gesagt, aber jetzt — mit einem halben Jahrhundert auf den Schultern — mit Lebensgewohnheiten, die ein Jahre langes Studium erfordern —! mit Deiner Launenhaftigkeit, die zu ertragen eine Engelsgeduld kaum ausreicht —! Was für ein weibliches Wesen, meinst Du denn, würde sich bereit finden, Dir die Hand zu reichen? Die müßte auch schon jede andere Hoffnung aufgegeben oder ganz eigene Erfahrungen hinter sich haben, die Deine Frau werden wollte — und dann gratulire ich. Aber freilich, es giebt ja auch Dämchen, die unter allen Umständen gut versorgt

zu sein wünschen; gelingt es ihnen dann, den alten Thoren, der sich fangen ließ, schnell genug in die Grube zu ärgern, so sind sie oben auf. Aber versuch's doch — versuch's doch! Sieh doch zu, wie es Dir bekommt, wenn Du im Hause allenfalls gelitten bist, während man jetzt Deine Wünsche zu errathen und zu erfüllen bemüht ist, bevor Du sie selbst noch kennst! Ich bleibe natürlich keinen Tag länger — keine Stunde. Das ist ja aber sehr gleichgültig. Ich bin ja nur die Schwester, die Gott danken muß, daß sie so lange gelitten ist. Ich habe ja nur meine Pflicht und Schuldigkeit gethan, daß ich selbst nicht heirathete, um Dich nicht einsam zu lassen und Deine Wirtschaft zu führen, und daß ich treulich dafür gesorgt habe, Dir das Leben angenehm zu machen, und daß ich darüber alt und stumpf geworden bin. Für mich findet sich allemal eine Stifftstelle, und ich werde Deiner jungen Frau nicht in den Weg kommen. Wenn es Dir aber schlecht geht, werde ich mich im Stillen grämen, und dann wird's nicht lange mit mir dauern. Ach, du mein Gott! Habe ich das verdient? Und Alexandrine — was wird die sagen, wenn sie erfährt, daß der alte Onkel heirathen will? So gegen Dein Pflegekind zu verfahren! Wenn Du das verantworten kannst, Cäsar —!“

Sie schluchzte in ihr Tuch, so daß ihre Worte unverständlich wurden, und fiel zuletzt in einen Krampffüsten, der jede Fortsetzung des Gesprächs unmöglich machte. Cäsar wußte aber auch schon genug. Nach dem, was er gehört hatte, verging ihm gänzlich der Muth, weitere Geständnisse zu wagen und namentlich den Gegenstand seiner zärtlichen Hoffnungen näher zu bezeichnen. Die ganze Angelegenheit war in ein Stadium getreten, das völlig außerhalb seiner Combinationen gelegen hatte und das nun doch schon ernstlich berücksichtigt werden mußte. Ehe er einen Schritt weiter that, hatte er sich mit seinem Gewissen abzufinden, ob Schwester Elvira, die treue Seele, die erprobte Haushälterin, die nächste Verwandte zu opfern sei. Denn daß sie auch mit Alexandrine das Regiment nicht theilen würde, war jetzt schon klar, wenn ihr eine solche Verbindung überhaupt fahrlässig erscheinen konnte. Die schönen Zukunftspläne nahmen plötzlich eine sehr veränderte Gestalt an, nun der Nebelschleier heruntergerissen war, der ihre Blüten deckte. Er konnte nicht einmal ärgerlich werden; aber traurig wurde er, sehr traurig.

Alexandrine fand Tante Elvira ganz aufgelöst in Schmerz, als sie zurückkehrte. „Was ist geschehen?“ fragte sie besorgt, sich neben ihr aufs Sopha niederlassend. Die alte Dame erzählte mit einer Leidenschaftlichkeit, die sonst ihrem Wesen gänzlich fremd war, welchen Auftritt sie so eben mit Cäsar gehabt hatte. Es war vielleicht das erste Mal in ihrem Leben, daß sie dem Bruder so ernstlich Opposition machte, und die innere Erregung darüber zitterte noch in jedem ihrer Worte nach. „Er wird nicht auf mich hören,“ schloß sie unter Schluchzen, „er wird sich ins Verderben stürzen, er wird das schöne geschwisterliche Verhältnis zerstören, das bis zum Tode hätte dauern sollen! Ach, ich bin sehr unglücklich, Kind, und mein einziger Trost ist, daß ich diesen Kummer nicht lange überleben werde.“

Tanten — Tanten!“ rief Alexandrine. „Du brennst ja vor Eifersucht!“

Elvira zuckte sichtlich zusammen. „Was ist das für ein Wort, Kind —!“

„Tanten, ich kann Dir nicht helfen, Du bist eifersüchtig.“  
„Nun — nun —! nenn's, wie Du willst, Kind — nenn' es meinerwegen auch — Ja! Du kannst Recht haben, ich leugne es nicht. Cäsar ist ja meine einzige Liebe!“

Sie ließ sich's gefallen, daß Alexandrine sie umarmte und an ihre Brust drückte. „Weine Dich aus, Tanten“, sagte der Schalk mit einem rechten Schalksgeicht, das zum Glück die Schmerzperle nicht sah. „Liebe und Leid —! sie gehören schon einmal von Alters zusammen. Uebrigens mußt Du's dem Onkel nicht so übel nehmen. Das Herz ist ein wunderliches Ding, und mit Gewalt ist ihm gar nichts abzudisputiren. Wer kann auch noch wissen, ob Du mit seiner Wahl nicht sehr zufrieden sein wirst —“

„Sprich mir gar nicht davon, ich bitte Dich.“

Die Augen des hübschen Mädchens blitzten recht spitzbübisch, während ihre Hand sanft streichelte. „Wenn er sich nun zum Beispiel in mich sterblich verliebt hätte, Tanten —?“

Elvira schnellte auf. „In Dich? Höre einmal —!“ Ein herausfordernder Blick schien zu fragen, ob das wahr gemeint sei. Alexandrine rückte sich in Positur und sah zugleich verschämt lächelnd zur Erde. „Nun, den schlechtesten Geschmack würde er doch nicht gerade beweisen,“ sagte sie schmolend.

„Ach! es ist ja nicht möglich!“ rief Elvira, und dabei war es ihr doch, als ob Jemand ihr einflüsterte: es ist nicht nur möglich, sondern gewiß. Sie machte sich ganz frei und schob sich ängstlich in die äußerste Sophaecke.

„Also auch mir würdest Du Deinen Cäsar nicht gönnen?“ fragte die lose Nichte mit rechtem Behagen über die Verlegenheit der lieben Alten.

„Kind — Kind!“ drohte dieselbe sehr ernst, „spiele nicht mit so gefährlichen Vorstellungen. Mir wird ganz bange zu Muth, wenn ich denke, was für Unheil Du schon angerichtet haben kannst. Es wäre ja das größte Unglück für ihn —“

„Ah —! Tanten —!“

„Ja, ja: für ihn, den alten Knaben, aber ebenso auch für Dich, und ich habe Dich viel zu lieb, Kind, als daß ich Dir so etwas wünschen könnte.“

„Du bist parteiisch, Tanten.“

„Nein, ich schwöre Dir —! Herr Gott! solltest Du wirklich —“

Sie ließ matt die Arme sinken und sah wie erstarrt da. Alexandrine hielt sich nicht länger; mit hellem Lachen sprang sie auf und warf sich gegenüber in einen Stuhl. „Sei unbesorgt,“ rief sie, „wir können gute Freunde bleiben, aber ob wir's nicht Beide mit dem Onkel verderben, steht dahin; denn in allem Ernst, ich glaube, daß er ein wenig in mich verliebt ist, was ich ihm gar nicht verdenken kann. Er wäre auch gar keine üble Partie für ein armes Mädchen, das furchtbar verwöhnt ist und nicht geringe Ansprüche ans Leben stellt. Aber was thue ich nicht für Dich, Tanten! Laß mich machen; ich habe vielleicht das Mittel, ihn gründlich zu kuriren, so daß Du vor jeder ferneren Untreue sicher bist. Aber ich bedinge mir aus, daß Du mich nicht aus Liebe zu ihm im Stich läßt, wenn ich mich ihm unausstehlich gemacht habe.“

Das waren für Elvira Räthsel; aber Alexandrine fand nicht für gut, ihr die Lösung zu erleichtern. Sie vertröstete auf den nächsten Tag, der alles ans Licht bringen werde.

Sie mochte guten Grund haben, etwas zaghaft anzuklopfen, als sie sich beim Onkel meldete und das Ohr dicht an die Thür hielt, ob er ärgerlich oder freundlich herein rufen würde. „Ein-

mal muß es doch geschehen,“ murmelte sie leise, um sich selbst Muth zu machen, „und es scheint schon die höchste Zeit zu sein.“

Cäsar saß an seinem Arbeitstisch und schrieb. Mit der Feder gab er, ohne umzusehen, über die Schulter weg ein Zeichen, daß der Eintretende noch warten solle. Nach einigen Minuten schob er den Stuhl herum und sah nach der Thüre, wer ihn störe. „Du bist's,“ sagte er etwas beklommen, aber doch freundlich nickend. „Verzeih! Ich war eben bei einer schwierigen Rechnung und wollte die Formel erst glatt auf dem Papier haben.“

„Ich komme später, wenn ich jetzt störe,“ äußerte das Mädchen.

„Nein, nein! Du störst nicht,“ versicherte er. „Ich rechne eigentlich nur, um meinen Kopf zu beschäftigen. Man entwickelt eine Formel aus der andern und sieht, wie weit man kommt. Inzwischen denkt man an nichts Anderes — das ist der Gewinn.“

Es klang recht melancholisch, und auch ein Seufzer fehlte nicht, auf den ein kurzes Häuspern folgte, das ihn wahrscheinlich unterdrücken sollte. „Ach, Dinkeln,“ antwortete Alexandrine rasch, „wenn sich doch auch das Herz seine Rechenexempel aufschreiben und mit klugen Formeln abfinden könnte! Es ist aber ganz dümm und aller Logik unzugänglich, außer der der That-sachen.“

„Wie verstehst Du das?“ fragte er zögernd und die Augen senkend. Ihm selbst schlug das Herz bis zum Halse hinauf, so daß er rascher athmen mußte.

Alexandrine trat dicht an seinen Stuhl halb hinter ihn und legte den Arm um seinen Nacken. „Ich habe Dir etwas zu beichten,“ sagte sie ihm ins Ohr, „und es wird mir recht sehr schwer.“

Er fühlte den warmen Hauch ihres Mundes auf seinem Gesicht, und die fahlen Wangen rötheten sich. „Nun — nun?“ stotterte er verwirrt.

„Bist Du mir aber auch nicht böse sein?“

„Ich? Weshalb, Kind?“

„Weshalb? — ja das ist nicht so leicht zu sagen. Weil ich so lange geschwiegen habe, weil ich nicht erst bei meinem alten Onkel angefragt habe, der mir ja ein zweiter Vater ist —“

„Um — hm!“

„Ist's nicht so? Hänge ich nicht ganz von Deiner Güte ab? Sorgst Du nicht für mich, wie für eine Tochter? Wenn Du Deine Hand von mir abziehst, bin ich ja ganz verlassen.“

„Wie kannst Du denken, Kind —“

„Bist Du mir wirklich nicht böse sein? Ich will Dich auch immer so lieb haben —!“ Sie drückte einen schnellen Kuß auf seine Stirn.

„Aber was ist's denn, Du Schmeichelfrage?“

„Ach, Dinkeln! — Ich habe mich ganz heimlich verlobt.“

„Verlobt!“ Die Pfeife, die allerdings längst ausgegangen war, stieß auf den Boden. „Du — hast Dich — verlobt —?“

„Ja, denke Dir, Dinkeln; und ich bin eigentlich nur hieher zum Besuch gekommen, um Dir's auf gute Manier beizubringen, da ich gar nicht die Courage hatte zu schreiben, und weil ich von der Tante erfuhr, daß Du so übler Laune seist —“

„So — so!“

„Und weil ich Dich erst wieder gut machen wollte. Bist Du wieder gut, Dinkeln?“

„So — so!“ wiederholte er. Er hörte kaum auf das, was Alexandrine sagte; er hatte mit seinen eigenen Gedanken genug zu thun. Daß nun alle seine Hoffnungen ausgelöscht seien, durchrieselte ihn kalt. Wie hast du dich so betrügen können, altes Kind! schalt er sich selbst; das war nichts für dich. Gott sei Dank, daß noch Niemand davon weiß, selbst Elvira nicht — und wie bald wäre — —? Es war ihm eine schreckhafte Vorstellung, daß so wenig daran gefehlt hatte, sich für alle Zeit in Elvira's Augen lächerlich zu machen, und zugleich doch wieder eine Erleichterung, daß sie selbst ihn gehindert, sich ihr ganz zu entdecken, und daß nun das geschwisterliche Verhältniß von selbst wieder auf den vorigen Stand komme. Es leuchtete ihm ein, daß er sich keinen größeren Dienst erweisen könne, als wenn er sich's gar nicht anmerken lasse, was er in sich durchzukämpfen habe. Sei ein Mann! rief er sich zu, fasse dich, füge dich ins Unvermeidliche. Das half. „Du überhebst mich der Mühe, einen Mann für Dich zu suchen,“ sagte er mit einem leisen Anflug von Humor; „mag Deine Wahl glücklich sein.“

„Ach, Du guter Onkel!“ rief Alexandrine froh. „Ich wußte ja, daß Du nicht zürnen könntest. Dafür sollst Du auch immer den zweiten Platz in meinem Herzen haben.“

„Um — hm! Den zweiten —!“

„Ja, der erste ist leider schon besetzt. Wenn das nicht wäre, wer weiß? —“ Sie zog sein Kinn herum und sah ihn mit einem so komisch-verliebten Blicke an, daß er lachen mußte, so weinerlich ihm auch zu Muth war. „Ich glaube gar, Du hättest Dein Netz nach mir altem Krümper ausgeworfen, um doch nur schnell unter die Haube zu kommen,“ spottete er sein eigenes Herzeleid weg; „da wärst Du mit Elvira hübsch zusammengerathen.“

„Ist's denn wahr, Dinkeln, daß Du auch ans Heirathen denkst?“ fragte sie ganz ernst.

„Ach, Thorheit!“ rief er indignirt. „Elvira versteht keinen Spaß, das ist ihre schwächste Seite von je her. Hat sie geplaudert?“

„Sei unbesorgt, ich habe sie schon beruhigt. Du weißt, Dinkeln, daß ich Spaß verstehe.“

Er drückte eifrig die Tabakspitze in den Pfeifenkopf nieder und faltete einen Fidius, indem er das Blatt zerriß, auf dem er eben gerechnet hatte. „Wer ist denn aber der — der — der Bräutigam —?“ fragte er mit erkünstelter Gelassenheit, in-zwischen immer den Rauch aufziehend. Er biß dabei so herzhaft in die Hornspitze, daß sie zwischen den Zähnen knisterte.

„Ach, Dinkeln, der liebenswürdigste, geschiedteste, tüchtigste, zuverlässigste Mann,“ versicherte sie eifrig, „ein Mann aus ange-sehener Familie, in guter Lebensstellung, mit besten Aussichten — er hat nur einen einzigen Fehler.“

„Doch einen Fehler?“

„Und einen sehr großen.“

„Ei — ei! welchen Fehler, Kind?“

„Daß Du ihn nicht leiden kannst, Dinkeln.“

„Was — was? Ich kenne ihn ja noch gar nicht.“

„Freilich kennst Du ihn. Und ich dachte Dir gerade einen rechten Gefallen zu thun, wenn ich ihm erlaube, sich in mich zu verlieben; und hinterher muß ich zu meinem Schreck erfahren, daß ich völlig auf dem Frrwege gewesen bin. Es war leider schon zu spät umzukehren, das kann ich hoch und heilig ver-sichern, sonst —“

„Aber von wem sprichst Du denn, Kind? Ich kenne doch keinen Menschen, mit dem ich —“ Er stockte.

Alexandrine ließ ihm nicht Zeit, sich zu bestimmen. „Haupt-mann von Wacht,“ flüsterte sie ihm ins Ohr und hielt ihm gleich darauf mit beiden Händen den Mund zu.

„Wach — liz —!“ stöhnte er zwischen ihren Fingern durch, halb erstarrt, freilich mehr von innerer Beklemmung, als von diesem Verschluff. „Wach — liz —?“

„Du sollst gar nichts gegen ihn sagen, Dinkeln; vergiß nicht, daß er mein Bräutigam ist.“

„Aber so laß mir doch den Mund frei. Dein Bräutigam — so, so? Und er hat's wohl auch schon ganz sicher, daß er — Major werden wird? Wie?“

„Nein Dinkeln, sicher hat er das noch nicht. Aber wenn ich die Wahl hätte, ob ich lieber Frau Major, oder Frau Haupt-mann heißen wollte —“ Sie wurde zweifelhaft, ob sie in diesem scherzhaften Ton fortfahren dürfe. Cäsar war in den Stuhl zurückgefallen und hatte sich entfärbt. Er stützte mit der linken Hand die schwere Stirn und trommelte mit den Fingern der Rechten mechanisch auf seinem Knie. „Laß mich — allein —“ bat er matt, und dann dringlicher: „Laß mich allein!“

Alexandrine drückte einen heißen Kuß auf seine Hand und ging. Sie setzte sich Tante Elvira gegenüber an's Fenster und nahm eine Arbeit vor. Gegen sonstige Gewohnheit sprach keine ein Wort; man hörte die kleinen goldenen Uhren um die Wette ticken, die sie am Gürtel hängen hatten.

Nach einer Stunde trat Cäsar aus seinem Zimmer. Er hatte einen großen Brief in der Hand, ging mit feierlichen Schritten auf die Damen zu, legte ihn Alexandrine in den Schoß, faßte Elvira unter das Kinn und küßte sie, daß es durch das stille Zimmer schallte. Sie wußte nicht, wie ihr geschah.

Alexandrine entfaltete den Brief: er enthielt sein Abschieds-gesuch.

„Bist Du zufrieden,“ sagte er, „wenn ich als ältester Haupt-mann abgehe? Ich stehe Deinem Wacht nicht mehr im Wege. Es ist nur gut, daß das Majorpatent in der Familie bleibt.“

Auf seinem vergilbten runzeligen Gesicht leuchtete es freund-lich wie Sonnenschein auf einer Herbstlandschaft. „Was in aller Welt gibt's denn?“ fragte Elvira neugierig.

„Hochzeit!“ sagte er derv; „bestelle bei Zeiten Deine Tanz-schuhe.“

Alexandrine umfaßte die beiden Alten und raunte der schmolenden Tante zu: „meine Hochzeit, Tanten! —“ dem Onkel aber: „einen solchen Sieg hat Dein großer Namensvetter nicht erfochten!“

„Schall!“ riefen sie Beide wie aus einem Munde.

E n d e .

### Eile mit Weile.

Aus: „Deutsche Sprichwörter“, nach Federzeichnungen von Friß Tüschhaus, in Holzschnitten von H. Brendamour. Leipzig. J. A. Barth.

Nach heißer Fahrt beim frischen Bier Und, Schatz, so Hand in Hand bei Dir — Da ließ ein Narr sich stören. Wie Der sich auch ins Fenster zwängt, Der Dicke dort, und tobt und drängt: Man brauch't's ja nicht zu hören.

Hier wird noch nicht mit Dampf gejagt, Hier geht es noch wie's uns behagt, Gemüthlich Meil' um Weile. Wer mit der Eilpost reisen will, Der merke sich, und sei ganz still, Es heißt ja: Eil' mit Weile.

3. 6.

### Gefangene Frauen.

Alte Bilder in neuen Rahmen von George Hesehiel.

Die falsche Tarakanow.

(Schluß.)

Ende August nahm der Fürst Besitz von dem erkauften Oberstein, und sofort kam Aly Emettee, oder Eleonore, oder jetzt Dame Elisabeth von Now, welche nun plötzlich auch der griechisch-orthodoxen Kirche angehörte, mit ihrem eigentlichen Plan heraus. Sie wollte mit Schend und Marine in Oberstein residiren, der Fürst aber sollte, um den Anstand vor der Welt zu beobachten, in Styrum seinen Wohnsitz bis zur Hochzeit nehmen. So einseitig aber war Philipp Ferdinand denn doch nicht, er schrieb ihr, sie solle sich freuen, wenn er sie aus den Klauen dieses Schend befreie, sie solle an ihr Seelenheil denken und katholisch werden, während er an der Sicherheit ihrer beiderseitigen Zukunft arbeite. Er dachte wirklich noch immer ernsthaft an eine Vermählung mit ihr, während sie genau wußte, daß eine solche unmöglich war, weil sie keinen Nachweis der Herkunft schaffen konnte. Es ging so nicht weiter, und nun schrieb sie in mehreren Briefen rasch nacheinander dem Fürsten: Sie könne sich nicht vermählen, bevor nicht die Erklärung des russischen Hofes über ihre Rechte als Erbin von Woldonir erdienten, diese aber sei nicht vor Abschluß des Friedens mit den Türken zu erwarten; sie wisse, daß man ihn anderweit glänzend verheirathen wolle, deshalb entjage sie ihm, wolle Schend und Marine entlassen und ihm ihr Vermögen zur Disposition stellen. Sie sandte wirklich dem Fürsten einen Wechsel auf eine fabelhafte Summe, der aber leider auf einen noch fabelhafteren Bankier gezogen war, nämlich auf eine gar nicht existirende Persönlichkeit. Seltsamer Weise aber sendete sie ihm auch das Brouillon eines Briefes an den russischen Vice-Kanzler Fürsten Gallizin, der nun plötzlich als ihr Vormund auftritt, während der alte Perfer sich jetzt mit der Stellung eines Oheim's begnügen muß. In diesem Briefe spricht sie von ihrer Liebe zu dem Fürsten von Limburg, gibt aber über ihre Verhält-nisse nur dunkle Andeutungen. Aus den Antworten des Fürsten ersieht man, daß er nicht mehr recht an die perferischen Schätze glaubt, daß ihn auch andere böse Zweifel plagen, aber er liebt sie noch leidenschaftlich, er will ihre ganze Vergangenheit vergessen, wenn sie wahr gegen ihn sein wolle. Aber die unglückliche Person konnte nicht mehr wahr sein, sie hatte sich so in die Lüge hinein-gelebt, daß ihr die Lüge selbst Lebenslust geworden.

Der arme Fürst hatte aber mit unendlichen Opfern die Raufgelder für Oberstein zusammengebracht, da erdient der

Reichsfiscal in Styrum, um die Grafschaft wegen ausgeklagter Schulden mit Beschlag zu belegen. Nun vermittelte zwar der Minister von Hornstein einen Vergleich, aber er deckte dem Fürsten auch das Lügengewebe auf, mit dem ihn die Prinzessin umpon-nen, und nun erklärte dieser, daß er sich von ihr trennen wolle, um seine Güter der Familie zu erhalten. Darauf spielte sie eine ganz abscheuliche Scene und lockte dadurch dem Fürsten ein Ehe-versprechen ab. Er gerieth dadurch so vollständig in die Gewalt des schlauen Weibes, daß er ihr selbst die Mittel in die Hand gab, wie sie Hornstein bestören und die Komödie weiter spielen könne. Hornstein schaffte wieder Geld, der Fürst aber zog, jetzt als wenigstens halb Mitschuldiger, mit der Prinzessin nach Ober-stein, wo wirklich Marine bethören und die Komödie weiter spielen wurde. Hier hat der Fürst, wahrscheinlich ist es wenigstens im höchsten Grade, ihr den lebenslänglichen Besitz dieser Grafschaft versichert, falls seine Vermählung mit ihr nicht zu Stande komme. Er war dieses Weibes und der Lüge Sklave geworden.

Ein ziemlich einfältiges, aber sonst unbescholtenes Fräulein Franziska von Meschede, welche damals ihr Hoffräulein wußte und treulich bis ans Ende bei der Abenteuerin aushielt, mußte darum. Er stellte ihr damals auch eine Vollmacht aus, in blanco, mit dem russischen Vice-Kanzler wegen seiner angeblichen An-sprüche auf Hofstein zu verhandeln. Er hatte ihr gegenüber keinen Willen mehr, er kannte das ganze Lügengewebe, mit dem sie ihn umponnen, aber er blieb jetzt und noch lange ihr Knecht, wenn er später auch mit einem wahren Schauer von ihrem System sprach.

Plötzlich tauchte nun in Oberstein das Gerücht auf, die Prin-zessin sei eine Tochter der verstorbenen Kaiserin Elisabeth Pe-trowna, die als Kind nach Sibirien gebracht, dann durch mitlei-dige Menschen nach Persien geflüchtet und am Hof des Schachs erzogen sei. In Folge einer Revolution dort sei sie mit vielen Schätzen ausgestattet nach Europa geschickt worden. Dieses Ge-rücht ging jedenfalls von der Prinzessin selbst aus, hatte zunächst auch wohl keine politische Tendenz, sondern sollte nur dienen, um Geld zu erwirtschaften. Es ist nicht unglücklich, daß der Fürst selbst in dieser neuen Schwindelei ein Mittel sah, die Zustimmung seiner Vermählung mit der Schwindlerin zu erlangen. Wenigstens half er es mit in Umlauf setzen. Die Fabel von der Tochter der Kaiserin Elisabeth aber führte die Prinzessin auf das höchst ge-fährliche politische Gebiet.

In den Rheingegenden hielten sich damals 1772 bis 74 mehrere Polen auf, Conföderirte von der Partei des Palatins von Wilna, des Fürsten Karl Radziwill; darunter auch Michael Domanski, ein Vertrauter des Palatins, mit dem die Schwind-lerin ein Liebesverhältniß anknüpfte, welches von seiner Seite äußerst leidenschaftlich war und ihr von dem abwesenden Fürsten, der Kunde davon erhalten, heftige Vorwürfe zuzog. Domanski nun faßte den Plan, die angebliche Tochter der Kaiserin Elisabeth gegen die Kaiserin Katharina II. ins Feld zu führen und sein Plan wurde von dem Fürsten Radziwill gutgeheißen. Es versteht sich von selbst, daß die Prinzessin das Alles in Abrede stellte und von keinem solchen Plane wissen wollte, aber es liegen zu viele Beweise für diese Aufstellung vor. Seit den ersten Tagen des April 1774 schon sammelten sich die polnischen Herren von Radziwill's Partei in Venedig, von da sollten sie nach Ragusa gehen, um sich dort nach Constantinopel einzuschiffen. Sie sollten aus dem türkischen Lager den Kampf gegen Rußland wieder auf-nehmen. Die Flotte war im Krieg mit Rußland, und es lag auf der Hand, daß man aus der Aufstellung einer Prätendentin große Vortheile ziehen konnte, da Joeben noch Pugatschew als an-geblicher Sohn Peter's III. so gewaltige Erfolge erzielt.

Die Prinzessin reiste im Mai 1774 aus Oberstein ab, fand in Venedig ihr Quartier bei dem französischen Residenten einge-richtet und empfing den Besuch des Fürsten Radziwill zwei Tage nach ihrer Ankunft. Es ist geradezu unglücklich, daß das reiner Zufall gewesen, wie sie behauptet. Am dritten Tage wurde sie von der Schwester des Fürsten besucht.

Sie lebte in Venedig unter dem Namen einer Gräfin von Pinneberg, darunter sollte man die Gemahlin des Herzogs von Holstein errathen, denn die Grafschaft Pinneberg gehörte zu den Theilen Holsteins, welche Philipp Ferdinand beanspruchte; ihr Hofmarschall war ein Baron Knorr, welchen der Fürst zugleich zu seinem Residenten bei der Republik Venedig ernannte. Sie machte großen Aufwand, machte die Bekanntheit der polnischen und französischen Herren, auch die des englischen Sonderlings Edward Wortley Montagu, Sohn der bekannten Schriftstellerin Lady Mary Montagu und, wenn es wahr ist, des Großsultans. Ihre geheimnißvolle Geburt war bald kein Geheimniß mehr, Alle erfuhr, daß sie die Tochter der verstorbenen Kaiserin Eli-sabeth sei, und wenn es auch wohl nicht Alle glaubten, so sprach doch fürs Erste Keiner seine Zweifel aus. Aber bald ging, wie gewöhnlich, der Verschwenkerin das Geld aus. Die vorsichtigen Venediger Finanzmänner ließen sich von den großartigen Agat-brüchen in ihrer Grafschaft Oberstein nicht blenden, nur die Ve-negianische Bank gab ihr 200 Ducaten, da mußte denn der arme Fürst von Limburg und der eigentlich noch einfältigere Minister von Hornstein wieder Geld schaffen und — sie schafften es wirklich.

Am 16. Juni 1774 segelte die Expedition nach Ragusa ab, wo sie im Hause des französischen Consuls wohnte, was als eine Art von Hauptquartier der Expedition betrachtet werden kann. Hier machte sie die Honneurs an der Tafel des Fürsten Radziwill und wurde von Allen als russische Prinzessin behandelt.

Jetzt stand die Abenteuerin auf der Höhe ihres Lebens, jetzt schrieb sie auch an den Fürsten von Limburg und an den Minister von Hornstein als russische Großfürstin und Erbin von Rußland, betief sich auf die damals für echt geltenden Testamente Peter's des Großen und Katharina's I., die aber den Verhältnissen der Schwindlerin angemessen abgeändert waren, dann auf ein falsches Testament der Kaiserin Elisabeth Petrowna, in welchem sie zur Erbin von Rußland zuerst unter Vormundschaft des Prin-zen Peter von Oldenburg ernannt wurde.

Offen erzählte sie bei Tafel, daß sie der Kaiserin Elisabeth Tochter, bis zu ihrem neunten Jahre bei der Kaiserin erzogen und nach der Kaiserin Tode auf einem Landgut Masumowski's versteckt worden sei, nach einem gegen sie verübten Vergiftungsversuche aber habe man sie zu dem Schach von Persien geflüchtet, der ein Verwandter ihres Vaters sei. (Masumowski war aber ein Kosak.) Als sie 18 Jahr alt gewesen, habe sie der Schach heirathen wollen, wenn sie dem griechischen Glauben entsage, da sie das nicht gethan, sei sie mit vielen Schätzen unter der Leitung des Weisen Haly nach Europa gesendet worden. Sie war in Mannskleidern in Rußland gewesen, hatte mit den Freunden ihres Vaters Zusam-menkünfte gehabt, war auf der Rückreise in Berlin vom großen Friedrich sehr wohl aufgenommen worden, dann lebte sie in London



Arabisch. Damit glaubte Galligin sie endlich außer Fassung zu bringen, sie aber erklärte kurz, daß diese Sachverständigen nichts von beiden Sprachen verstanden.

Der Fürst schrieb darauf der Kaiserin, alle Mühe sei umsonst, weder auf Ehrgefühl noch Scham sei bei ihr zu rechnen, es sei durchaus nichts von dieser gewissenlosen Creatur zu erwarten. Bei der natürlichen Schärfe ihres Geistes, bei ihren in einigen Fächern ziemlich ausgebreiteten Kenntnissen und ihrem einnehmenden und zugleich imponirenden Auftreten sei es nicht zu verwundern, daß sie bei so vielen Leuten Glauben und Vertrauen gefunden.

Wir übergehen nun auch die wahrhaft empörende Art, wie sie den armen Domanski behandelte, der sie mit unerschütterter Leidenschaft liebte, der ihr noch im Kerker seine Hand anbot. Freilich würde auch eine echte Tochter der Kaiserin Elisabeth sich selbst politisch vernichtet haben durch eine solche Ehe. Nicht weniger häßlich war ihr Benehmen dem Priester der griechischen Kirche gegenüber, den sie nach langem Schwanken, ob nicht doch ein römischer vortheilhafter für sie sei, zu sich kommen ließ. Der Priester so wenig als der Feldmarschall vermochten das furchtbare Lügensystem zu durchbrechen, sie konnten nichts weiter erlangen, als immer neue Ausschmückungen der alten Lüge. Das Weib ist in gewisser Weise zu bewundern, der Tod rückte ihr immer näher, ihre Schwäche nahm immer zu, aber er zeigte sich bei ihr nicht mächtiger, als der Feldmarschall, als der Priester, sie konnte sterben, aber das Grauen des Todes vermochte sie nicht zu zwingen, die Wahrheit zu sagen.

Am 1. December 1775 war der Priester zum letzten Male bei ihr; ihre Stimme war schon ziemlich erloschen, aber sie wiederholte trotzdem noch einmal die bekannte Fabel, stellte es in Abrede, daß sie sich jemals für die Tochter der Kaiserin ausgegeben u. s. w., doch erklärte sie endlich: sie bereue tief, daß sie von frühesten Jugend an ein unsittliches Leben geführt und sich vieler Handlungen schuldig gemacht zu haben, welche gegen die Vorschriften Gottes gingen. Sie bereue und bedauere von ganzem Herzen, damit ihren Schöpfer schwer gekränkt zu haben, sie flehe ihn an, ihr die vielen und schweren Sünden zu vergeben.

Am 4. December 1775, Nachmittags 7 Uhr, ist die Unglückliche verschieden, und ihre Leiche wurde am andern Tage von den Soldaten, welche sie bewacht, im Nabelin in ein tiefes Grab verjunkt.

Sie hat das erreicht, was sie wünschte; es ist nicht möglich gewesen, sie zu entlarven, und man weiß noch heute nicht, wer sie gewesen. Hat noch jüngst ein deutscher Fürst, der lange in Rußland war, erzählt, die falsche Tarakanow sei eine Kaufmannstochter aus Danzig gewesen, so ist, bis auf weiteren Beweis, das etwa auch nur eine Angabe, wie die von der Prager Wirths- und der Nürnberger Bäckerstochter.

Gegen die Begleiter der Verstorbenen übte Katharina Milde, sie verwies sie einfach aus Rußland; die Franziska von Meschede bekam die Garderobe ihrer verstorbenen Herrin und 150 Rubel, Domanski und Czarnowski Jeder 100 Rubel, die fünf Diener Jeder 50 Rubel Reisegeld.

Die Unbekannte, welche im Leben stets einen falschen Namen getragen, mußte auch im Tode noch einen falschen Namen annehmen, denn das Gerücht benannte sie „Fürstin Tarakanow“ und sie war weder Fürstin noch Tarakanow; die, welche im Leben nie ihr wahres Gesicht gezeigt, sie muß auch im Tode noch ein falsches zeigen, und man hat von ihr kein anderes Bild als das, was ihr der Maler aus seiner Phantasie gegeben auf dem Bilde, auf dem er sie eines Todes sterben läßt, den sie nicht gestorben ist. Lüge von Anfang bis zu Ende und noch bis über das Ende hinaus.

Fürst Philipp Ferdinand von Limburg-Styrum, der beklaugenswerthe Bräutigam der Unbekannten, hat sein Lebenlang mit widrigen Vermögensumständen zu kämpfen gehabt, er starb 1794. Von seinem natürlichen Sohne Ernst Philipp Karl Johann Freiherrn von Berneck, geb. 1767, hat noch um die Mitte dieses Jahrhunderts Nachkommenschaft geblüht, jetzt scheint sie erloschen zu sein. Nicht zu derselben, sondern zu dem Geschlecht der Müller von Berneck gehörte der k. Pr. Major Gustav von Berneck, der sich unter dem Namen Bernd von Gusek als Militärschriftsteller und Romandichter hervorgethan hat. Die Styrum'sche Linie des großen Hauses Limburg-Bers ist mit Ernst Maria Johann Nep. Christan, dem jüngern Bruder unseres Fürsten, 1809 erloschen. Philipp Ferdinand hat aber doch erreicht, daß sein Namen in den genealogischen Tabellen stets mit dem Zusatz „Fürst“ angeführt wird; daß ihn seine Ordensstiftungen überlebten und noch bestehen, haben wir schon oben erwähnt

### Frithiof's Liebesglück.

Wir haben im Bazar wiederholt auf das Prachtwerk: Esaias Tegnér's Frithiof's Sage, in der preisgekrönten Uebersetzung G. von Leinburg's, mit Original-Zeichnungen von A. Malmström als eine der schönsten Gaben des modernen Buchhandels hingewiesen. Der illustre Verleger, der uns bekanntlich auch die Perle aus Zimmermann's Münchhausen, das „Oberhof“-Idyll, in köstlicher Fassung reicherte, ertheilt uns nunmehr seine Genehmigung, eins der reizenden Stimmungsbilder, Malmström's „Frithiof's Liebesglück“, hier zu veröffentlichen. Die folgenden Strophen aus dem betreffenden Gesange mögen als Probe der meisterhaften Uebersetzung gelten:



Aus: Esaias Tegnér's Frithiof's Sage.

Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Mit Original-Zeichnungen von Professor A. Malmström in Stockholm. Berlin. Verlag von Hofmann und Co.

Wie still die Sterne droben schreiten!  
Gleich Liebenden auf leisen Zehn.  
So mag denn durch der Welle Gleiten  
Im Mondschein meine Meerfahrt gehn!  
Nach jenes Friedenshaines Schauern,  
Nach Walder's Tempel schiff' ich hin,  
Da wohnt im Schutz geweihter Mauern  
Die schöne Liebeskönigin.

Wie selig spring' ich aus Gestade!  
Ich küsse dich, du theurer Grund;  
Euch Blümlein auch, am Waldespfade  
Hinschlängelnd eure Kronen bunt:  
Wie ahnungsvoll mit gold'nem Dichte  
Webt Mondenglanz um Walder's Thal! —  
Wie Saga goldene Gedichte  
Wohl webt in einem Hochzeitsjaal! —

Wer lehrt umblühten Murmelbächen  
Aus meiner Brust den Wiederhall?  
Wer lehrt dich meine Klage sprechen,  
O du, des Nordens Nachtigall?  
Die Elfen malen Ingborg's Züge  
Mit Roth ins blaue Luftgefild,  
Doch, wie wenn Reibesqual sie trübe,  
Löscht Freia wieder weg ihr Bild.

Doch mag's dahin mir wehn im Blauen!  
Schön, wie ein Traum, naht selbst sie schon:  
Gleich Kindheitsräumen anzuschauen,  
Naht sie mit süßem Liebeslohn.

O komm! An deinem Herzen schlage  
Ein Herz, wie meines liebewarm!  
O Stern, o Maiticht meiner Tage,  
O komm hierher in meinen Arm!

Schlank, wie ein blühender Lilienstengel,  
Wie eine Rose voll erblüht!  
So unschuldsvoll und ohne Mängel,  
Und doch von Freia's Lust durchglüht!  
O küß' mich! Wie mit Feuerwogen  
Durchlod're dich die sel'ge Lust,  
Die, ach, mir Welt und Sternbogen  
Macht untergehn an deiner Brust!

### Das neue Japan.

(Hierzu Illustration: Eröffnung der Eisenbahn zwischen Jeddo und Yokohama.)

Unsere schönsten Märchen stammen aus dem Orient und sind Tausende von Jahren alt. Wenn in unserer jugendlichen Phantasie jene morgenländischen Bilder erwachen, welche, von Gold und Edelsteinen strotzend, die Natur in erhabenster Fülle vorführen, alles überströmt von dem rosigsten Sonnenschein, dazu die Macht der Fürsten, die Tapferkeit ihrer Heere, die Arbeitsamkeit der Sklaven, die Weisheit der Priester — so prägt sich dies alles dem Herzen unvergeßlich ein, ein stiller Gegenstand unserer Sehnsucht für das ganze Leben. Längst hatte Goethe das zaubervolle Lied vom Lande, „wo die Citronen blühen“, gesungen, als seine Blicke sich nach dem Osten richteten, und viele Sängere folgten seinem Beispiele und erschlossen uns in tiefinnigen Sprüchen, in farbenreichster Sprache den Glanz und den Reichthum des Ostens. Fast hätte kaum etwas gefehlt, und wir hätten unsere abendländische Cultur abgelegt, um wieder Orientalen zu werden.

Seit wenigen Jahren klingt aus dem fernsten Osten, aus dem den Europäern am spätesten bekannt gewordenen ostasiatischen Inselreiche eine Kunde herüber, die desto märchenhafter erscheint, je weniger sie wirklich ein Märchen ist. Japan wandelt sich um zu einem modernen Staat im Stile der modernen Culturstaaten; es will ein Land werden, wie Deutschland, England, Frankreich; es legt seine phantastischen Kleider ab, um unsern Frack, unsern Cylinder zu tragen; es gründet Schulen, Akademien, Universitäten, wie es die unsrigen sind; es reorganisiert sein Heer auf der Basis der Zündnadeln und Hinterlader, wie wir es gethan haben und weil alle Völker jetzt bei uns in die Lehre gehen wollen; im vollsten Widerspruch mit dem hergebrachten Wesen der asiatischen Staaten, deren Streben gerade auf die strengste Erhaltung des Uralters gerichtet war, bricht Japan mit den angestammten Sitten und Gewohnheiten und wird modern. Dieser Aufschwung geht so rapide vor sich und hat in kürzester Zeit so enorme Resultate gezeitigt, daß wir in der That diese Wahrheit für ein Märchen halten könnten, wenn es nicht lebendig vor unsern Augen sich selbst vollzöge.

Wer heute durch die Hauptstraßen unserer europäischen Weltstädte wandert, in London, Paris, Berlin, Petersburg u., wird sehr bald die Bekanntheit einer großen Zahl Japanesen machen können, die sich in nichts anderem von uns Modernen unterscheiden, als in der Farbe des Gesichts und den mongolischen Zügen. Es sind meist Studenten, welche nach Beendigung ihrer Studien nach der Heimath zurückkehren, um dort die neuen Kenntnisse zu Nutz und Frommen des Staats zu verwerthen. Auf deutschem Boden haben sie sich aber schon so eingewöhnt, daß sie kriechen wie deutsche Studenten, den Rock an der Wand, den Schoppen Bier vor sich, und die Pfeife mit aller Lust und Liebe eines Bruders Studio rauchend. Daß sie auch glänzende Examina zu bestehen wissen, namentlich in der Medicin und den Naturwissenschaften, dazu befähigt sie nicht nur geistige Begabung, schnelle Auffassung, sondern auch tüchtigster Verneifer. Neben Europa ist ebenso Amerika der Hauptziehungspunkt der neuen Studenten, auf welche sich die materielle und geistige Reform Japans gründen soll. Fünfhundert japanesische Studenten, ja sogar auch weibliche, halten sich auf Kosten des Staats zu jenem Zwecke in den genannten Hauptstädten auf. Japanesische Gesandtschaften besuchen außerdem die Höfe und nehmen unter Leitung von Fachleuten und Dolmetschern Kenntniß von allen Instituten der höheren abendländischen Cultur. Sie erscheinen im Parlament zu London, in der Nationalversammlung von Paris, im deutschen Reichstage; sie wohnen den Gerichtsverhandlungen bei, besuchen die Gefängnisse, die Kasernen, lassen sich über Post- und Verkehrseinrichtungen unterweisen und machen massenweise Bestellungen in unsern Fabriken und Kaufläden. Alle Japanreisenden schilderten das merkwürdige Land, das für

Asien so epochemachend auftritt, als ein irdisches Paradies. Alles, was der Menschens Habgier erwindein könne, sei dort vereinigt, eine Eigenschaft, die es mit dem größten Theile von Asien theilt. Das wissen wir aus der Bibel, aus den Märchen, aus den Liedern. Als der deutsche Maler Wilhelm Heine das Land in farbenreichen Gemälden uns näher brachte, war es keine Uebertreibung, wenn er selbst das ganze Land „einen schönen Garten“ genannt hatte. Der Gartenbau hat an den Japanesen die größten Meister gefunden. Ihre Gärten sind von der feinsten Einbildung geschaffene Anlagen, und dieser friedliche Umstand allein möchte in Verbindung mit der angeborenen, mannhaften Tapferkeit genügen, um den Japanesen zum Reformator der asiatischen Cultur prädestinirt erscheinen zu lassen. Bei der außerordentlichen Ausdehnung des Staats ist der Verkehr ein sehr lebhafter, und es leuchtet ein, daß unsere Dampfmittel in dieser Hinsicht dem Beherrscher des Landes, dessen Genie den Bruch mit dem traditionellen Schlandrian so energisch durchzusetzen wußte, vor allem beneidenswerth erscheinen mußten.

Aber auch damit ist der erste Schritt gethan. Zwischen Schinagawa und Yokohama wurde am 12. Juni d. J. — an einem Mittwoch — die erste Eisenbahn zum höchsten Erfreuen des Volks der Doffentlichkeit übergeben. Wie einst bei uns den Mitfahrern auf dem ersten Zuge angeht, so auch dort der Fall gewesen sein, denn der Zug war nur mäßig besetzt. In vier Minuten ward Kanagawa erreicht, dann durchkreuzte man die Paddy-Felder, stationirte in Turuma und Kawasaki, passirte die Logo-Brücke und kam nach vierunddreißig Minuten der ganzen Tourzeit in Schinagawa an. Der Premierminister Sanjo war von dieser Einweihungsfahrt sonderbarer Weise ausgeschlossen — aber durch eigene Schuld; er war zu spät gekommen und doch höflich genug, auf den nächsten Zug zu warten. Das Innere der Wagen ist wie in den amerikanischen und europäischen Omnibus eingerichtet; die Sitze laufen längs den Seiten; die Wagen erster Classe sind in drei Coupés eingetheilt. Jedenfalls dürften die Japanesen bald ausschließlich die neue Verkehrsmittel mit ihrer älteren in den unbehaglichen Schirrki-Schas vertauschen. Mit diesen Dampfzügen zugleich wird sich auch den Fremden endlich das ganze merkwürdige Land erschließen, welches bisher nur in gewissen Theilen und nach besonderer Erlaubniß besucht werden durfte.

Unsere Abbildung zeigt die Eröffnung der Eisenbahn von Yeddo, welche nach Yokohama führt. Das Original selbst stammt von dem japanischen Künstler Nagabawaji, dessen Namen die Zeichnung links aufweist. Dieses Original ist brillant colorirt, wie bekanntlich die chinesischen und japanischen Farben von höchster Schönheit sind. Der japanische Holzschneider Hagimasa hat sich unten rechts, der Drucker Maru-jing-Jsemo unten links eingezeichnet. Die Schrift oben rechts entspricht unserer gewöhnlichen Bildbezeichnung, etwa: Yokohama von Tschobo aus gesehen. Bezeichnend auf dem Bilde ist es gewiß, daß zwar mehr als die Hälfte der Figuren moderne Kleidung trägt, unter den Zuschauern aber das abnorme Costüm keine Ueberraschung hervorruft. Bei uns sonderbarer Weise findet immer noch der umgekehrte Fall statt!

So geht Japan mit einer Reform nach der andern vor, und der Regent des Landes, der Mikado, inspiciert unausgesetzt die Fortschritte seines Volks. Ein neues Decret erlaubt den Geistlichen aller japanischen Tempel nach Belieben Fleisch zu essen, sich zu verheirathen, sich zu kleiden, wie sie wollen, und ebenso ihr Haar wachsen zu lassen! Der Mikado selbst und seine Beamten tragen schon lange nur Kleider nach französischem Schnitt, und bewirthen ihre europäischen Gäste nach moderner Art. Auch japanische Damen dürfen dabei nicht fehlen.

### Davoust und Sophie Schröder.

Als in der schrecklichen Zeit der Franzosenherrschaft in Deutschland die alte Hanfsstadt an der Elbe mit wahrhaftem Heldenmuth sich benahm, allem Druck und aller Kriegsnoth gegenüber unbeugsam standhaft, schallte von der Nordsee bis zu den Alpen nur ein Ruf: „Hamburgs Ehre ist Deutschlands Ehre!“ Vaterländischer Muth und Charakterstärke war allenthalben zu Tage getreten.

Im August 1806 hatte Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone niedergelegt, und Hamburg damit die volle Souveränität einer freien Reichsstadt erlangt. Aber dieses Bewußtsein absoluter Freiheit war ein kurzer Moment. Schon im November besetzte Korsiers Avantgarde die Stadt, nachdem der preussische Staat, die Schutzwehr Deutschlands, bei Jena im October in Trümmer gesunken war.

Jetzt begann die traurigste Drangsal. Fremde Truppen, meist Italiener, Holländer, Spanier, welche den Siegeswagen Napoleon's zogen, terrorisirten die Einwohner; dann der Sturz großer Handlungshäuser verbunden mit dem Glend großer und kleiner Familien, enorme Contributionen, die qualvollste Polizeiherrschaft innen, und draußen schwedische und englische Plünderer. Von Tag zu Tag stieg die Noth. Wie die Schulden decken? Wie die Lasten der Occupation bestreiten? Die Bürgerchaft konnte kaum an etwas Anderes denken, als an die Ausmittelung von Geldhülfe. Und nach vier Jahren leidensvoller Zustände endlich noch die niedererschmetternde Entscheidung des Corsen, durch welche Hamburg und die beiden Schwesterstädte der Hanse dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurden.

Hamburg eine bonne ville! Dieses unvermuthet herein gebrochene Unglück legte alle Kräfte lahm und hatte unglückliche Folgen: Verzeuflung der Bürger, Entfittlichung der unteren Classen. Wir können die Franzosen, die uns heute hassen, nicht oft genug an das leichtsinnig grausame Verfahren gemahnen, dessen sie sich einst als Sieger bei uns gegen die Besiegten bedienten. Wohl gab es Gelegenheitsdiener, welche dem Erfolge zu Füßen lagen und abriethen, den Machthabern die offene Stirn zu zeigen, dessenungeachtet aber auch Ehrenmänner von Schrot und Korn, tapfere patriotische, Hoffnung und Vertrauen predigende Geister. Sie standen auf Posten, des kommenden Morgen's zu harren.

Zu diesen Muthigen, welche die Gefahr nicht scheuten und den brutalen Bedrückern offen entgegentraten, gehörte auch ein Weib. Sie war Schauspielerin und hieß Sophie Schröder. Heute leuchtet ihr unsterblicher Name in der Kunstgeschichte; aber es hätte sich ereignen können, daß die herrliche Künstlerin vorzeitig ein Opfer ihres Patriotismus geworden wäre. Zwanzig Jahre alt, dem westphälischen Boden entsprossen, ein Schauspielerkind und schon ziemlich berühmt in naiven Lustspielrollen und als Soubrette, war sie 1801 in den Verband des Hamburger Thea-

ters eingetreten, um bald durch Zufall — der Zufall regiert ja auch die Bretter, welche die Welt bedeuten — zur großen Tragödin sich zu entwickeln und ebenso der Mittelpunkt künstlerischer Interessen in Hamburg zu werden, wie einst ihr großer Namensvetter Friedrich Ludwig Schröder, der drei Jahre vor ihrem Eintritt die Direction und seine epochemachende Schauspielerthätigkeit aufgegeben hatte. Bereits war durch Schiller und Goethe das von Lessing gelegte Fundament des deutschen Repertoires weiter ausgebaut; sie hatten es geedelt und den Künstlern die stolze Aufgabe gestellt. Ein mächtiges Organ, die hinreißendste Gewalt der Rede, leidenschaftliche Energie der Darstellung berechtigten Sophie dazu, einst eine Herrscherin im Reiche des Schönen zu werden. An Charakteren, wie die Eboli, die Jungfrau von Orleans, Turandot wuchs sie empor. Mit den Jahren steigerte sich ihre Kraft, ihre Sicherheit, der Umfang ihrer heroischen Rollen, die Tiefe ihrer Charakteristik. Die natürliche Wahrheit der Schule Ludwig Schröder's, der an Shakspeare sich emporgearbeitet hatte, kam ihr zu Hilfe, und fast dürfte es gerade dem anziehenden Einflusse der interessanten Persönlichkeit Sophie Schröder's zuzuschreiben sein — denn nach der Invasion waren es nur Schiller's Stücke und die junge Sophie Schröder, welche das deutsche Publicum in den Schauspielsaal zogen — daß der alte Schröder dem Theater wieder mehr Theilnahme zuwendete. Der Krieg hatte ihn von seinem Gute, wo er einsam leben wollte, weg und in die Stadt getrieben. Mehr und mehr lockte es ihn wieder zur alten Stätte seines glorreichen Wirkens hin, er hegte für die Bühne trotz der Occupationsnöthe die größte Sorge und übernahm die Leitung schließlich selbst, als es hieß, daß Hamburgs Freiheit demnächst von Napoleon wieder hergestellt werden würde. Diese Hoffnung aber war trügerisch. Napoleon vernichtete gerade die Freiheit vollständig im Jahre 1810.

Sophie Schröder glühte für das Gute und Edle, für die Menschheit. Kein Unglücklicher ging unbefriedigt von der Schwelle ihrer Wohnung, wo sie, zum zweitenmale bereits verheirathet, im Kreise reizender blühender Kinder eines glücklichen Heims sich erfreute. Unablässig vervollkommnete sie die herrlichen Mittel und Gaben ihrer Natur, trenn ihrer Kunst ergeben, dabei erfüllt von einem hohen, fast politischen Bewußtsein über die Stellung des Künstlers. Sie fühlte, daß das Theater eine große Function zu erfüllen habe, wenn alle Organe der freien Mittheilung, der offenen Rede, wenn Presse und Versammlungen despotisch geknebelt werden. Der Feuerstrom Schiller's waltete auch in ihren Adern. Ihrem Gefühl für Recht und Unrecht sich überlassend, wußte sie symbolisch in Wort und Ton das Publicum an die Gegenwart zu erinnern, damit es furchtlos auf der Wacht stünde.

Freilich wurde dies von Tag zu Tag schwerer. Immer mehr Fesseln wurden angelegt, immer mehr Freiheiten entzogen. Im Hafen saulten die stolzen Schiffe unter dem Hifthand der Continentsperre. Gensdarmen und Douaniers drangen willkürlich, selbst Nachts in die Wohnungen; um nach englischen Waaren und Correspondenzen zu suchen; die Geheimpolizei schlich sich in die wissenschaftlichen Vereine, selbst in die Freimaurerlogen; jedes Buch mußte den Stempel des imperialen Adlers tragen; aus Localen, in Leihbibliotheken wurde alles Mißliebige confiscirt, die Schule bevormundet, das zu Lehrende hart censirt, der Vortrag von Hamburgs Geschichte streng verpönt.

Mit Würde suchte der alte Friedrich Ludwig Schröder das Loos zu tragen, das ihm in dieser schreckensvollen Zeit das Verhängniß zugebracht hatte. Er leitete das Theater mit Muth und Ausdauer. Es zu schließen, diese Entscheidung durfte der Präfect, durfte Napoleon nicht im Sinne haben; es wäre gegen das Bedürfniß seiner Franzosen gewesen, die gerade damals leidenschaftlich der Bühnenkunst huldigten, weil Napoleon selbst leidenschaftlich einem Talma zugethan war und ebenso — einer Georges. Auch sollte das Amüsament die Bedrückten von den Sorgen des Tages ablenken. Die aufrüttelnde Gewalt der Bühne war von der französischen Revolution her, aus den Tagen Marat's und Danton's bekannt. So bestand zwar das einst blühende Hamburger Theater, aber einem Invaliden gleich, krüppelhaft und verunstaltet; die Flügel der Freiheit waren ihm gebrochen.

Dazu auch noch die drohende Concurrenz. Wenige der Napoleonischen Offiziere verstanden Deutsch. Der Präfect muthete daher dem alten Schröder die Anstellung einer französischen Truppe — auf Kosten der deutschen zu. Der Maître des requêtes und préfet du département des bouches de l'Elbe sandte einen Rapport über das Théâtre français à Hambourg nach Paris, worin vor allem die Nothwendigkeit des französischen Theaters in der deutschen Stadt hervorgehoben wurde.

Endlich die lächerlichsten und doch gefährlichsten Placereien. Die Augen der französischen Behörden spähten fortwährend nach Stoff, um Brutalitäten aller Art in Scene zu setzen. Plötzlich entdeckten sie auf dem Vorhange des Schauspielsaales eine Figur, welche das Lafter vorstellen sollte. Merkwürdig, der Kopf derselben hatte eine täuschende Aehnlichkeit mit dem des Imperators, dessen Jahrestag das Theater leider festlich begehen mußte. — Der Präfect ist außer sich. Schröder wird sofort von Gensdarmen verhaftet und aus seiner Wohnung weggeführt. Er soll sich rechtfertigen, geschieht es nicht, so liegt ein Majestätsverbrechen vor und die Kugel ist ihm sicher. Aber Schröder's würdevolle Persönlichkeit, seine edle Redeweise imponirt, überzeugt; der Eindruck seines behutamen und rechtschaffenen Wesens trägt den Sieg davon. Man glaubt ihm, aber der Kopf wird doch überpinfelt.

Schröder war kaum der Gefahr entronnen. Nicht zum zweitenmale wollte er dem harten Wesen der französischen Generale in die Nähe kommen, auch schmerzte ihn zu sehr der Anblick des verstümmelten Repertoires, er legte daher die Direction freiwillig nach einer zweijährigen angstvollen Periode in die Hände des Schauspielers Herzfeld nieder.

Der Name eines verhassten Autors eines feindlichen Landes genügte zur Ausmerzung von Stücken. Schiller's Maria Stuart wurde verboten, weil die Handlung in England spielte. Shakspeare's Stücke fielen unter das Gesetz der Continentsperre. Kogebue's Brief aus Cadix wurde umgetauft zum Brief aus Marzeille. Unerbittlich gestrichen waren die Worte: Vaterland, Freiheit, Tyrann, Unterdrückung. Das Herz der Spielenden blutete, vor allem schmerzlich wurde der Genius Sophie Schröder's getroffen, da er an den jugendlichen Meistern der deutschen dramatischen Kunst sich entsammet hatte. Unumwunden sprach sie auch ihre Erbitterung, ihren Haß aus. Dies und jenes hörten wohl die fremden Herren, aber sie wagten nicht, die Künstlerin zu Rechenschaft zu ziehen. Staunend empfanden sie den Eindruck ihrer geistigen Höhe von der Bühne herab und konnten nicht umhin, unwillkürlich diese Feindin über irgend ein Weib zu stellen, das ihnen je auf der französischen Bühne begegnet war.

Am Vorabend des Weihnachtsfestes 1812 traf plötzlich jenes

berüchtigte Bulletin von der französischen Armee aus Rußland ein und fuhr wie ein Donnerschlag auf die kaiserliche Besatzung hernieder. Die Hoffnungen der Hamburger rauschten empor. In der Freude des Herzens sah man bereits in naher Ferne verfolgende Kosaken als Befreier Hamburgs. Hausen Leute stürmten durch die Straßen, zerbrachen die Napoleonischen Wappen und zwangen die Besatzung, über Hals und Kopf abzuziehen. Auch die „Franschgejuntten“ suchten das Weite, denn in der That nahte der russische Oberst Tettenborn zur Befreiung.

Mit dem Frühling zugleich zog er ein, mit endlosem Jubel von der auf Wällen und Gassen dichtgedrängten Bevölkerung empfangen. Auf die bärtigen Kosaken regnete es Blumen und Kränze, Mütter reichten ihnen ihre Säuglinge, in der Begeisterung trocknete man selbst den Pferden den Schweiß. Während noch Freundschaft die Luft durchwirbelte und die Stadt in den farbigsten Lichtern glänzte, erschien der Held des Tages im festlich geschmückten Theater. Dort wehen ihm tausende von Taschentüchern entgegen, Hurrahs erschallen und stehenden Fußes singen Alle ihn an mit dem berühmten: „Seil Dir im Siegetranz“.

Konnte Sophie Schröder sich diesem Enthusiasmus gegenüber passiv verhalten? Ihre Aufgabe war es vielmehr, denselben zu nähren, zu erhöhen. Man gab Kogebue's „Russe in Deutschland“. Sophie spielte die Gräfin, an der Brust eine russische Cocarde, die sie, um engherzigen Warnern auszuweichen, vorher verborgen hielt. Als sie aber die Cocarde enthüllte, brach im ganzen Hause neuer Jubel aus, alles jauchzte wieder dem Befreier zu, da der Liebling Hammonia's dem Geiste der Freiheit huldigte. Die Begeisterung ist nicht mehr zu bändigen. Tettenborn will wegfahren, aber man spannt ihm die Pferde aus und trägt den Obersten auf den Schultern nach Hause.

Welche Freude war mit ihm in die endlich freie Stadt eingezogen, welche Ovationen brachte man dankerfüllt dem Obersten, obgleich er sie, wie sich später herausstellte, nicht gerade verdiente. Auch in das Hamburger Künstlervolk kam neue Bewegung. Das Erste, was der Director Herzfeld that, war die Herstellung des Hamburger Wappens auf dem Vorhange, und die Wiederaufführung des Tell. Kaiser Alexander von Rußland, der das Joch des Corsen zerbrochen hatte, wurde nur „Der Gute“ genannt. Den Jahrestag seiner Krönungsfeier ließ man nicht vorüber, ohne von der Bühne herab durch Sophie Schröder ihn verherrlichen zu lassen. Das Repertoire wurde fast ganz russisch. Das Mädchen von Marienburg, Menzikoff und Natalia, die Bestürmung von Smolensk zc. waren an der Tagesordnung.

Hamburg hatte indessen den Leidensfleck noch nicht bis zur Gese geleert, nur ein kurzer Athemzug der Freiheit war ihm vergönnt gewesen. Napoleon schäumte vor Zorn, als er die Räumung der Stadt vernahm. Die Franzosen kehrten daher mit Uebermacht im Mai 1813 zurück und besetzten die Stadt von Neuem nach kurzen Verhandlungen mit dem Obersten Tettenborn, der sich seiner Aufgabe nicht im Geringsten gewachsen zeigte. „Der Stadt fehlt nur ein Narrenhaus, um Sie Alle hineinzuweisen“, antwortete General Wandamme der ihm aufwartenden Deputation der Municipalität. Wenn die Vorhut schon diesen barocken Ton besaß, was war dann erst von dem Marschall Davoust, dem Herzog von Auerstadt selbst zu befürchten? Zumal bekannt wurde, daß er schon auf dem Rückzuge einen heftigen Rauf mit dem Marschall Ney bestanden, weil dieser ihm vor Kaiser Napoleon ein Vergehen der Waffenbrüderschaft vorgeworfen. Der finstere Davoust erklärte auch Hamburg außer allem Gesetz. Tettenborn's Triumphzug und die Demonstration einer Schauspielerin zu Gunsten der Russen steigerte seinen Unwillen aufs Aeußerste. Es hatte nicht an falschen Freunden gefehlt, welche bei dem Marschall gegen das muthige Weib intriguirten und dem rauhen Feldherrn zu schmeicheln suchten.

Davoust war rauh, unwirsch, hatte aber seinen Marschallsstab und Herzogstitel durch wirklich kriegerisches Talent erworben, was er hauptsächlich bei Jena bewiesen. Trotzdem nicht ohne Anlage zum Hofmann. Denn als Napoleon in Berlin, das Davoust'sche Corps musternd, seine Zufriedenheit äußerte, antwortete der Marschall höflich: „Sire, das 3. Corps wird unter allen Umständen für Sie sein, was die 10. Legion für Cäsar gewesen.“ Daraufhin wurde er zum Herzog von Auerstadt erhoben. Sonst kannte Davoust keine freundschaftlichen, geselligen Neigungen; der Krieg ernährte ihn den Krieg. Wohin er trat, seufzte Land und Volk. Um so merkwürdiger, daß zwar Sophiens That ihm als Verbrechen erschien, um des Talents willen aber von der härtesten Ahndung abgesehen werden sollte. Auch hier also hatte die Künstlerin einen Sieg davon getragen.

Ein Commissionär erschien eines Tages auf der Probe und forderte äußere Gemüthung für die beleidigte französische Armee.

Erschrocken horchten die Collegen auf: In der nächsten Vorstellung sollte Sophie mit einer französischen Cocarde erscheinen, widrigenfalls der Schluß des gesamten Theaters versagt würde. Der patriotische Stolz der Künstlerin bäumte sich gegen diese Zumuthung auf, es sei nicht möglich. Leider war das Gewicht, das man dem menschenfreundlichen Weibe anhang, zu stark. Sollte sie das Unglück vieler hundert Menschen noch außer dem der eigenen Familie sich auf die Seele laden? Sollten die Kinder hungern? Reichte das Ihrige aus, um im Weigerungsfalle auch die Brotlosen zu unterstützen? Wenn es gelang hätte — sie hätte alles hingegeben. So wich sie dem Drängen und Anstürmen nach langem Kampf unter einer Bedingung, daß man in der Wahl der Rolle ihr willfahre. Dies geschah; aber der Entschluß, fernerhin die Hamburger Bühne nicht mehr zu betreten, stand in ihr fest.

Man war froh über diesen friedlichen Compromiß. In der winzigen Rolle einer Dienstmagd, die am Schluß der Operette: „Die Nacht im Walde“ nur zwei Worte zu sagen hat, erschien Sophie am folgenden Abend. Das Theater war übervoll — nur Franzosen, Offiziere, Beamten zc. füllten die Plätze, in der Hauptloge Davoust, alle gespannt und schon ungeduldig im Glauben angeführt zu sein. Da endlich tritt Sophie heraus, an ihrer Brust brillirt wirklich eine französische Cocarde, in ihren Augen aber leuchten Thränen. Mitten im Jubel über die vermeintliche Genugthuung verläßt sie auch wieder die Bühne.

Und sie hielt Wort. Einen Reizepaß hatte sie wohlweislich sofort nach dem Wiedereintrücken der Franzosen mit Hilfe eines bei der Municipalität angestellten Hamburger Freundes sich zu verschaffen gewußt. Der mißsam erworbene Hausrath wanderte jetzt für Spottgelder in die Hände der Tröddler, die Koffer wurden gepackt und zur Abreise gerüftet. Dem Machthaber mußte es auffallen, daß Sophie nicht auf der Bühne erschien. Er erfuhr auch bald die Absicht der Frau, die Hamburger Bühne nicht mehr betreten zu wollen. Diese Opposition fuhr dem Marschall zu Kopf. „Ein Weib ihn besiegen? Nimmermehr!“ Mit einem Verhaftsbefehl suchte er ihre Pläne zu durchkreuzen.

Es war die höchste Zeit. Ein Freund kam der drohenden Gefahr zuvor und trieb zur Abreise. Er holte einen Leiterwagen, der mit allen Koffern, Kleidern und Habseligkeiten bespaßt wurde. Schröder selbst sollte seine Gattin und Kinder aus der Stadt führen. Ob der seltsamen Hast steckten die Nachbarn die Köpfe zum Fenster heraus, niedere Haufen umwogten den Wagen, als von ungefähr in den Leuten der Gedanke auftaucht, sie selbst würden für die Flucht von der Gensdarmarie belangt werden, da Davoust's Wuth unter Umständen keine Grenze kannte. Die Menge tobte und Sophie, auf den Stufen vor ihrer Hausthüre stehend, an der Hand die reizend blondgelockte Tochter Wilhelmine, suchte vergeblich die drohenden Gestalten zu beschwichtigen. Es ist nicht möglich, den Wagen zu besteigen, die Pferde werden am Zügel festgehalten, und in jedem Moment kann die Verhaftung eintreten.

Doch wenn die Noth am größten! — Ein Wasserträger bricht sich Bahn durch die Menge. Einer aus dem Volke, und beruhigt die Fliehenden und die Unberufenen, indem er letzteren in platter Rede mittheilt, daß es eine große Frau sei, die vor ihnen stünde, und eine gute Frau, denn sie habe sein von einem Pulverwagen vor ihrem Fenster überfahrenes Kind zu sich genommen, gehegt, gepflegt und so reich beschenkt, daß er in dieser Zeit der großen Noth ihr nicht nur des Kindes, sondern auch seine eigene Existenz verdanke.

So verhielt es sich in der That. Das Wort der Barmherzigkeit war Wort für Wort richtig, das Schicksal selbst hatte sich für die geistes- und herzenshochbegabte Frau erklärt. Man hinderte sie jetzt nicht mehr an der Abreise, die Familie bestieg vielmehr unter den lebhaftesten Zeichen der Begeisterung über die edle Hilfsleistung den Wagen und konnte endlich frei dem Thore zufahren.

Sie floh nach Altona, auf dänisches Gebiet. Dort war Sophie Schröder gerettet, gerettet für die deutsche Kunst, denn Davoust, dem Spott der Hamburger jetzt mehr als je ausgehakt, hatte ihre exemplarische Strafe zugebracht. War die Künstlerin schon lange Hamburgs Ehre, so wurde sie jetzt, wo Gastspiele sie von Ort zu Ort führten auf vaterländischem Boden, der in wenig Monaten von den Fremden sich befreit sah — Deutschlands Ehre durch den Siegeslauf ihrer unvergleichlichen Kunst.

C. Kaeder.

### Die Mode.



zum Vorbild gewählt. Und wahrlich, die Wahl war eine glückliche. Wie versteht der Herbst sich zu kleiden! Welche Mannichfaltigkeit der Farben und Töne bietet er unserm entzücktem Auge, und wie vermeidet er bei all solchem Reichthum der Farbe jede Bunttheit! Sehen wir uns in den Modemagazinen, auf der Promenade um, so begegnet unseren Blicken auch dort Farbenreichtum in Hülle und Fülle, aber nirgends treffen sie auf das Auge schmerzlich berührende Bunttheit, alles nur Ton — und was für Ton! Jede lebhaft, jede frische Farbe ist von der Promenade verbannt. Das bleu marin, das vert bouteille, das vert Turquoise, das vert Neptune ist für die Promenaden-Toilette à la mode. Und welche eine Fülle der Stoffe ist uns geboten! Da finden Sie die reichste Auswahl brochirter Popelines, in allen Farbennüancen gestreifter und glatter Kaschmirs, Wollenstoffe und Velours zu Hülsen und Polonaisen.

Vielsache Verwendung für das Promenaden-Costüm findet der schmieglame chamouis- oder graufarbene Wigogneffstoff. Das Unterkleid wird mit einem breiten in Blüßefalten gelegten Bolant getragen; die Polonaise, von gleichem Stoff, wird mit wollener Stickerei und einer frange tomboule garnirt.

Die allgemeine Gunst der Damen wird eine Robe aus Velours und Faye erringen. Das Unterkleid derselben ist gestreift Velours- und Fayestreifen. Die Tunique (aus Faye) ist an ihrem Rande mit englischer Seidenstickerei garnirt, die gleiche Garnitur wiederholt sich an den weiten, offenen Ärmeln. Die engen Unterkärmel und Weste sind wie das Unterkleid von gestreiftem Stoff. An der Seite wird die Tunique mit einer gestickten Tasche gerafft.

Sehr beliebt ist die Zusammenstellung von bleu marin und

bleu clair. So gibt eine Toilette, deren Unterkleid bleu marin mit Garnitur bleu clair, deren Tunique bleu clair, deren Taille bleu fauvé und deren Ärmel bleu clair sind, für sehr distinguirt und elegant.

Die Roben von bleu marin werden viel getragen. Ihre Garnitur besteht vorzugsweise in Kragen und Aufschlägen von schwarzem Seidenreps und Knöpfen von vergoldetem Metall. Die Bolants solcher Roben werden mit Metallknöpfen garnirt, die Aufschläge damit befestigt, die Weste mit zwei Reihen solcher Knöpfe versehen.

Neu ist der Stoff en bourre de soie, ein den Algerienstoffen ähnliches Gewebe. Man trägt ihn in allen Farbennüancen. Am beliebtesten ist jedoch le vert Reseda, le vert Neptune und le vert Turquoise.

Gesellschaftsroben trägt man mit langer Schleppe, mit oder ohne Tunique, in letzterem Fall reich mit Garnituren versehen. Man verwendet für diese Toiletten hauptsächlich schwere hellfarbigen Seidenstoff oder die gestickten Gazestoffe. Da die eigentliche Saison für Gesellschafts- und Balltoilette noch nicht begonnen, darf ich mir wohl ein näheres Eingehen auf dies Kapitel für einen anderen Bericht vorbehalten.

Und nun zu den Dolmans, Pelserinen, Mantelets und Hüten. Die Dolmans werden zum Theil aus Kaschmir gefertigt, reich mit Seide gestickt und mit Franzen besetzt. Als besonders elegant gelten die weiß- und goldgestickten Dolmans. Die Pelserinen werden mit einem Capuchon oder mit drei bis vier kleinen Kragen, deren jeder mit Pelz und Seidenstickerei garnirt ist, versehen, die Mantelets aber gewöhnlich vom Stoff und von der Farbe des Costüms getragen.

Noch immer zieht man für die Promenaden-Toilette Raboyes-Hüte vor. Sie sind von runder Form, sehr reich mit Band und Blumen, hauptsächlich aber mit Federn garnirt. Man trägt sie möglichst weit aus der Stirn. Für die Theater-Toilette wählt man das Toquet, ein Hütlein, das in seiner Form an die Hüte der „mignons“ Heinrich III. erinnert. Es wird an der Seite in die Höhe geklappt und mit einer kleinen Feder und einer Nigrette versehen. Die übrige Garnitur des Hütes besteht aus Band.

Allerdings wird die Mode ihre vollen Winterschätze erst dann spenden, wenn die Scenen unserer Titelvignette Wahrheit geworden. Meine liebenswürdige Collegin, Frau Veronika, welche demnächst das Wort ergreifen wird, möge sich rüsten. Die ersten Flocken fallen bald.

J. P.

### Wirthschaftsplaudereien.

Das Aufbewahren des Winterobstes. Es ist außerordentlich schwierig und in der Praxis so gut wie unausführbar, völlig reifes Obst für längere Zeit frisch und unverletzt aufzubewahren.

Wenn die Frucht reif, d. h. völlig entwickelt ist, stirbt sie und fällt der Zerlegung und Fäulniß anheim; sie wird teigig, und die in der Luft als Sonnenstäubchen schwebenden Keime von Schimmelpilzen siedeln sich auf ihr an.

Das unreif vom Baume genommene Winterobst setzt, richtig aufbewahrt, seine Lebensrichtungen fort, es reift nach. In den abertausend kleinen Zellen des unreifen Apfels, ebenjoviel kleinen chemischen Garküchen, wird nach wie vor Stärkemehl in Zucker umgearbeitet, köstlich duftender Fruchtäther gebräut, der Apfel saugt, wie am Stamme, Luftsaurestoff ein und athmet Kohlenäure aus u. s. w.

Aufgabe der Erhaltung und Aufbewahrung des Winterobstes wird es sein, Sorge zu tragen, daß der Proceß des Reifens ungestört und nicht zu rasch verlaufe; die Früchte müssen mit einem Wort eine Art Winterschlaf durchmachen.

Das in dem Obst schlummernde Leben wird getödtet durch Frost (d. h. eine Temperatur unter 3 Grad Wärme) und Mangel an Luft.

Der Proceß des Reifens ist allzeitig beendet, wenn Wärme und Licht vorhanden sind.

Das gesunde Obst wird krank an feuchtem und der Schimmelbildung zugeneigtem Aufbewahrungsort, und wenn es in Berührung mit irgendwie beschädigtem oder krankem (faulfleckigen) Obst bleibt.

Nach diesen Principien wird sowohl bei der Einrichtung eines größeren Obstellers, wie bei kleineren Obstbehältern zu verfahren sein. Wir folgen bei der Beschreibung der Anlage einer Fruchtkammer den Angaben unseres geehrten Mitarbeiters, des Großh. Sachsen-Weimarischen Hofgärtners H. Jäger, welche dieser in seinem Werke der „Frauengarten“ (illustriertes Gartenbuch\*) macht. Zur Aufbewahrung von Tafelobst, das sich ohne merklichen Verlust lange halten und untadelhaft sein soll, eignet sich nur die vereinzelt aufbewahrung jeder Frucht. Findet sich hierzu im Hause kein frostfreier, dunkler und trockner Raum, sei dies Keller, Gewölbe oder Zimmer, oder kann nicht eine große Kammer mit Doppelwänden und Verdoppelung der Decke frostfrei gemacht werden, so muß man einen besonderen Obstbehälter bauen. Letzterer wird nach demselben Princip wie die neueren oberirdischen Eisgruben eingerichtet, in dem man Doppelwände bildet, deren Zwischenräume mit schlechten Wärmeleitern (Asche, Gerberlohe, Häcksel u.) ausgefüllt werden, so daß die strengste Kälte nicht eindringen kann. Der Bauplatz muß kühl liegen, trocken sein und durch Abzugsgräben trocken erhalten werden. Ist der Boden trocken genug, so wird das kleine Gebäude etwas in die Erde vertieft. Der Boden wird entweder mit Steinplatten oder Backstein-Fliesen ausgelegt, noch besser aber gediebt, weil sich so die Temperatur gleichmäßiger hält. Die auf gewöhnliche Weise eingerichtete Decke wird von oben durch eine den Frost abhaltende Schicht Moos oder Lohe verdoppelt. Zwei einander gegenüberliegende kleine Fenster dienen zum Auslüften vor der Füllung und zum Einlassen von Licht bei der Arbeit. Die starke Thür hat einen Luftschieber, um Zugluft herzuftellen. Die Fenster werden nach erfolgter Füllung verschlossen und mit Papier verklebt, dann mit einem äußeren Laden verwahrt. In den Zwischenraum kommt eine passende Strohecke oder Strohmatratze. Die Thür hat eine Vorhür, und es wird bei Kälte ebenfalls eine in einen Rahmen gespannte, leicht herauszunehmende Strohmatratze eingesetzt. Dieser Raum, sowie jeder andere geeignete und gut verwahrte, wird vor dem Einbringen der Früchte tüchtig gelüftet und ausgetrocknet, nachher mit Ausnahme der ersten Woche aber ganz dunkel und verschlossen gehalten. Bei zu häufigem Luftwechsel trocknen die Früchte aus und welken, bei zu großem Tem-

peraturwechsel laufen sie an, d. h. sie werden naß und verderben leicht. Man muß daher auch Gewölbe und Kammern in ähnlicher Weise abzuschließen suchen. Die innere Einrichtung ist bei jeder Localität dieselbe. Es kommt Alles darauf an, soviel Früchte als möglich, jede einzeln, unterzubringen, und man kann bei zweckmäßiger Einrichtung in einem Raum von 15 Fuß im Quadrat 10,000 bis 12,000 Früchte, jede einzeln, unterbringen. Die Wände des Lokals sind mit Gestellen von 3 Fuß Breite besetzt, welche je nach der Höhe verschiedene Stockwerke von Bretterlagen tragen. Das unterste liegt etwa 1 1/2 bis 2 Fuß vom Boden, jedes folgende 1 1/2 Fuß über dem unteren. Macht man die Gestelle nur 2 Fuß breit, so können sie näher übereinander kommen. Hat die Mitte Raum für Gestelle, so können dieselben 5 Fuß breit sein, weil man von zwei Seiten dazu gelangen kann. Diese Gestelle oder Borde (Tabletten) sind entweder von gehobelten Brettern mit Randleisten und so eingerichtet, daß man Schmutz durch Deffnungen der Randleiste mit dem Handbesen herausfegen kann, oder es sind schmale Bretter mit kleinen Zwischenräumen. Die obersten Bretter nahe an der Decke erhalten eine etwas schräge Lage, weil sie sonst nicht gut übersehen werden können. Eine Unterlage von Stroh gibt man nicht, da dieses nur Modergeruch erzeugt, welcher sich den Früchten mittheilt und diese feucht macht. Dagegen kann man schwere, große, saftige Birnen auf trockenes Moos oder Watte legen, damit sie nicht durch das eigene Gewicht Druck erleiden. Es ist zweckmäßig, in der Mitte der Fruchtkammer einen gewöhnlichen Tisch anzubringen, um darauf Früchte sortiren, ansuchen und vergleichen zu können. Unter dem Tische können ebenfalls Obsttabletten sein. Auf die Obstbretter wird nun jede Frucht einzeln mit dem Stiel nach oben aufgestellt. Die vorzüglichsten Früchte dürfen sich nicht berühren, hat man aber sehr viele, so müssen sie dicht zusammengehoben, harte sogar übereinander gelegt werden. Dies darf aber nur mit harten Äpfeln gemacht werden und in der Voraussetzung, daß die obere Schicht bald verbraucht werde. Die besseren Früchte werden beim Hinlegen mit einem Flanellappen abgetrocknet. Nach Füllung des Obstbehälters läßt man bei trockenem Wetter 5 Tage lang bei Tage Thür und Zuglöcher offen, damit die beim Temperaturwechsel leicht sich an den Fenstern ansetzende Feuchtigkeit abtrocknet. Hierauf werden alle Deffnungen geschlossen und verdunkelt, schlecht schließende sogar verstopft und verklebt.

Ueber die aufbewahrten Obstsorten wird ein numerirtes Verzeichniß angelegt und die Nummern, auf steifes Papier oder Holz geschrieben, neben jede entsprechende Obstsorte gelegt. Wer sich geringere Mengen besser Früchte so sorgfältig aufbewahren will und weder Raum noch Lust zur Anlage einer wie eben geschilderten Fruchtkammer besitzt, kann bei zweckmäßiger Einrichtung auch bei verhältnißmäßig viel kleinerer Vertikalität doch eine große Menge Obst unterbringen. Als Beleg hierfür gibt Herr Jäger die Dimensionen seines eigenen Obstellers an. Dieser besteht aus einem im Keller befindlichen verschlossenen Verschlag von 10 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, in welchem 12 Tragkörbe (fast 12 preussische Scheffel) Obst auf den Gestellen untergebracht werden können.

Ein allzuhäufiges Lüften des Obstbehälters ist, wie schon gesagt, schädlich, es muß aber geschehen, sobald aus irgend einer Ursache der Behälter zu feucht ist, daß die Früchte naß werden. Dann geschehe das Lüften, an einem trockenen möglichst gelinden Tage, wenn es sein kann bei Ostwind. Ehe man lüftet, versucht man die Luft des Behälters durch Chlorcalcium (nicht Chloralkali), welches auf einem mit Pergamentpapier belegten, schräg gestellten Tisch ausgebreitet wird, zu trocknen. Das Chlorcalcium hat die Eigenschaft, das Doppelte seines eigenen Gewichtes von Feuchtigkeit aus der Luft aufzunehmen; das zerfloßene Salz wird in einem unterhalb des Tisches befindlichen Gefäß aufgefangen.

Wo es große Obstvorräthe gibt, wird das gewöhnlichere harte Obst in möglichst gegen Kälte gesicherten Räumen auf Haufen gethan und bei Frost bedeckt. Hat man recht trockene Keller, so können harte Äpfel, z. B. Eisenapfel (Mohrentopf, Borsfelder), Matapfel, Stettiner u. s. w. wie Kartoffeln auf den Boden gelegt werden, nur weniger hoch und vorsichtiger hingeschüttet. Allerdings gehen dabei viele Früchte verloren, aber dies macht bei deren größerer Menge weniger aus, und der Verlust wird durch Arbeitersparniß gedeckt.

Die Fruchtkammer sollte im Winter wöchentlich einmal durchgesehen werden, ob sich faule Früchte vorfinden, oder Mäuse sich bemerklich machen, welche nicht nur die angefressenen Früchte, sondern auch durch die sägespäntartigen Abfälle vom Magen Fäulniß bei gesundem Obst verursachen. Die Äpfel auf Haufen lasse man ruhig liegen, bis sich verschiedene faule zeigen, und lege sie dann vorsichtig weiter. Das Auslesen geschieht stets bei Lampenlicht, damit kein Fenster geöffnet zu werden braucht.

Zu den besten kleineren Einrichtungen für die Obstaufbewahrung gehören die tragbaren Obstlisten mit Einfägen, welche zuerst von Matthieu de Dombasle angewendet worden sein sollen. Man läßt sich dazu aus Pappelbrettern (Fichtenholz ertheilt dem Obst einen Harzgeruch) 1/2 bis 3/4 Zoll starke, 3 bis 4 Zoll hohe, 2 Fuß lange und 1 1/2 Fuß breite offene Kisten anfertigen. An den vier Seiten der Kisten werden außen kurze Holzstücke angenagelt, sie dienen zunächst dazu, das Verschieben der aufeinander gelegten Kisten zu verhindern, zugleich aber auch als Handgriffe zum Tragen. Je 12 bis 15 Stück über einander gestellte Kisten, deren oberste einen Deckel erhält, bilden einen Stoß. Eine Kiste von der angegebenen Größe ist handlich, leicht zu tragen und kann 100 ziemlich große, 200 und mehr kleinere Birnen oder Äpfel aufnehmen. Ein Stoß von 10 Kisten genügt also für 1000 bis 2500 Früchte. Man kann sich keinen Fruchtkühler denken, welcher so wie diese die größte Sicherheit gegen Ratten, Mäuse und Kellerwürmer gewährt, den zu starken Luftwechsel verhindert und zugleich so bequem ist. Die Früchte halten sich in den Kisten vortrefflich und sind leicht durchzusehen. Das Aussuchen zum Verbrauch wird sehr erleichtert, wenn man die Früchte so ordnet, wie sie eßbar werden, so daß die spät zum Verbrauch kommenden in die untersten Kisten kommen. Das Obst wird in die Kisten, nachdem dieselben gehörig ausgetrocknet sind, an einem hellen trockenen Tage eingelegt, entweder direct auf die Holzböden oder auch auf Watte oder in grobe Sägespähne von Pappelholz. Diese Obstlisten schützt man, ist kein frostfreies Local vorhanden, bei stärkerer Kälte durch Bedecken mit alten Luchern, Teppichen oder Strohmatten. Keller empfehlen sich zur Aufstellung von Obstlisten nur dann, wenn sie sehr trocken sind.

Eine andere Art der Aufbewahrung für feineres Obst ist das Einschichten zwischen Baumwolle in Fässern und Kisten, indem man schichtenweise Watte dazwischen legt. Auch in ganz trockenem Sand, Kohle, Asche, in trockener Hirse und ähnlichen

\*) Stuttgart und Leipzig, Verlag von Cohen und Neich.

Stoffen verpackt, halten sich kleinere Mengen von Obst und Früchten...

Bei großem Obstvorrath kann man annehmen, daß die allwöchentliche Auslese...

Das Auffärben gebräuchter Zeugstoffe. (Schluß.)

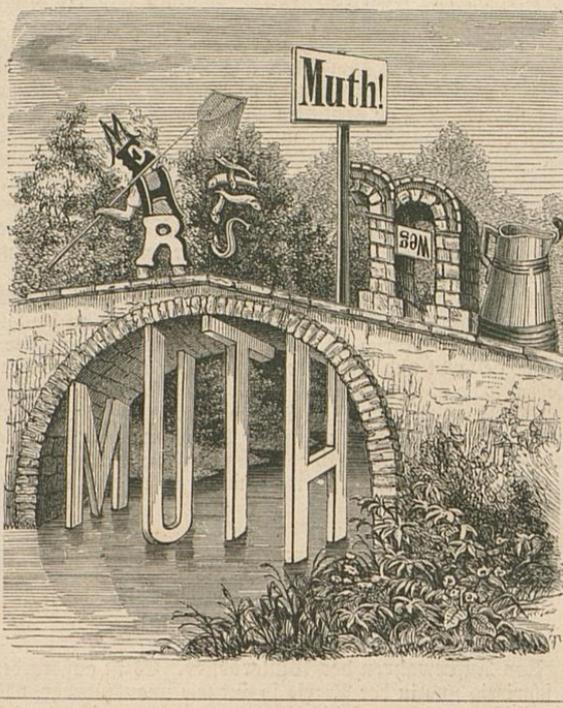
Braunfärben. Man kocht auf 1 Kilogramm des zu färbenden Stoffes eine Brühre aus 133 Gramm Blauholzextract...

abgießen und durch starken Erzen. Sind die Gurken weich geworden, dann sind sie verdorben. Polinnen aus W. .... 1. Apacca wird mit Gallsäure gewaschen...

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. VI, Seite 360.

Table with chess moves: Weiß. 1) Th e 7 - e 6, 2) D a 8 - g 8 ♗, 3) Th e 6 - e 5 ♗, 4) Th e 6 - d 6 ♗, 5) D a 8 - a 2 ♗, 6) Sp c 6 - d 8 ♗. Schwarz. A. K d 5 - e 6, B. Sp d 7 beschießig, C. Sp f 5 beschießig, D f 2 - g 1: oder c 3 - c 2, E. D f 2 - 2.

Rebus.



abgießen und durch starken Erzen. Sind die Gurken weich geworden, dann sind sie verdorben.

Polinnen aus W. .... 1. Apacca wird mit Gallsäure gewaschen; nachher etwas gebläut. Die chemische Wäsche reinigt Apacca am besten.

M. B. C. Zur Verhütung der Schwaben freut man in die Löcher und Ritzen der Dienen eine Mischung, bestehend aus 1 Theil Borax und 3 Theilen Zucker; beides fein pulverisirt.

Alte Abonnentin des Bazar. Das Haarfärbemittel von Schwarzlose, sogenanntes Wallnußsalzextract, hat nichts mit Wallnußschalen zu thun...

Wine in Alt-Z. — Emma Helena. Lebertranstafel entfernt man aus der Wäsche am besten und ohne jede Gefahr für letztere durch folgendes Mittel: 1 Theil Salmiakgeist wird mit 6 Theilen reinem Terpentinöl gemischt...

G. N. Das Behandeln der Fußbdden ist ausführlich im Bazar Jahrg. 1872, S. 116 beschrieben.

Rosa. I. und II. Mit Benzoin. Frage III. ist uns unverständlich. IV. Dr. Cornelius kosmetische Briefe geben Ihnen die Antwort.

D. N. O. Sie müssen sich schon in Betreff der ersten Frage an einen Arzt wenden. — Eine weiße Schminke aus Zinnoxid und Rosenwasser ist unschädlich, insofern die Haut das Zink nicht aufzunehmen vermag.

Abonnet in W. Wenden Sie sich in Betreff der kleinen Dampfmaschinen an die Fabrik von M. Webers, Berlin, Chausseestraße 99.

Mons. de M. Möglichst heiße Umschlüge von Alaun in Essig gelöst.

Verfälschte. 1. Wäschen Sie das Gesicht nicht mit kaltem, sondern mit lauem Wasser. 2. Hierüber geben Ihnen Dr. Cornelius kosmetische Briefe Auskunft.

G. W. Kopfschuppen entfernt man durch fleißiges Waschen des Kopfes mit Eigelb und Wasser oder einer Lösung von 1 Theil Borax in 25 Theilen Wasser.

Marie v. L. in W. Man kann den Himbeereisig und Kircheisig entweder aus frischen Früchten oder aus den künftigen Fruchtstücken bereiten.

Langjährige Abonnentin in B. Dintenslede dürsten sehr schwer zu verurlofen Verschwinden aus Alabaster zu bringen sein.

M. A. in Z. bei K. Delgemälde reinigt man in folgender Weise: Man taucht ein Stück Flanel in reines warmes Wasser und drückt es tüchtig aus...

Eine Neugierige. Stahlkragen sind zuerst in America an Stelle der Leinwand eingeführt worden. Dieselben sind aus sehr dünnem Stahlblech gefertigt...

M. von N. Wäschen Sie wöchentlich einmal wenigstens die Kopfhaut mit Eigelb, tragen Sie den Kopf nicht zu heiß bedeckt, hüten Sie sich, die transpirirende Kopfhaut dem Zuge auszusetzen...

Correspondenz.

Z. C. in G. Das Recept zu der fraglichen Pomade lautet so: 8 Loth Nibermant und 1 Loth Jasminöl werden mit 2 Loth Rosenwasser, in welchem 1/2 Loth Borax aufgelöst ist, vermischt...

Langjährige Abonnentin H. W. Betupfen der Witeffer mit Boraxlösung und Ausdrücken.

Emilie aus Süddeutschland. Von Natur trocknes Haar macht ein häufiges Einsetzen nöthig, nur ein Uebermaß desselben kann schädlich werden...

M. F. in K. Einem sehr rothen Gesicht rasch und sicher eine blaße Farbe zu geben, vermögen weder Arzt noch Apotheker, das kann nur der große Unbekannte, dessen Besuch Sie noch recht lange entbehren mögen.

G. B. in Z. Lassen Sie sich zur Verhütung der Koffstede aus der Leinwand in der Apotheke eine Lösung aus 1 Theil Wollwäuschsalz, 500 Theilen Wasser und 1 Theil concentrirter Schwefelsäure bereiten.

Fr. C. N. in B. Ungarn. Zum Braunfärben der Laubfägarbeiten übersreich man dieselben mit einer concentrirten Auflösung von übermangan-saurem Kalk (aus der Apotheke). Die zuerst violette Farbe macht sehr bald einer braunen Platz.

M. W. in D. Eine Pomade, die röthliches Haar blond färbt, ist uns nicht bekannt, dürfte auch schwerlich irgend wo zu finden sein.

Abonnet in Währen. Benutzen Sie das Stärkezusatz-Präparat von H. Straube in Oterode a. Harz für die Plättwäsch. — Ein tägliches Mahmen der Kopfhaut erzeugt üblen Geruch der Haare und kann, wenn dem Befehlten der Haare nicht ein gehöriges Abtrocknen folgt, eher schädlich, als nützlich für die Haare sein.

G. Z. in B. Eine Auflösung von Borax in Wasser ist das mildeste Waschmittel für eine fettige Gesichtshaut. — Theerleiste tödtet die Witeffermilben.

G. P. Wien. Lassen Sie die Kopfhaut von einem Arzte untersuchen, damit er die Ursache der Haarkrankheit erkenne. — Wenn die Efiggurten sich mit einer Schimmeldecke überziehen, lag die Schuld wahrscheinlich daran, daß Sie dieselben in so schwachem Efig einmachten.

M. B. Die Politur der Möbel soll man zeitweise mittelst eines leicht mit Petroleum befeuchteten Leberlappens abreiben und reinigen.

Antonie, W. Neustadt. Die Ihnen fehlenden Nummern des Bazar können Sie durch jede Buchhandlung oder auch direct durch unsere Expedition beziehen.

Zimmergrün. Wir sind hierzu leider nicht ermächtigt. M. B. in B. Der Name ist kein angenehmer. Wohnort: Minden.

Abonnetin in Hamburg. Erit mühten wir die Route wissen, die Sie wählen wollen. Und auch dann können wir Ihnen durchaus nicht die genaue Auskunft geben, die Sie an Ort und Stelle von der Bahnhofs-inspection jeden Augenblick erhalten.

Lina in C. Die Gesichtshaut ist darum, trotz der gleichen Behandlung beim Waschen, dunkler als Nacken und Arme, weil das Gesicht weniger vor Licht und Luft geschützt ist.

Fr. Sch. in Schw. S. Als Ufrenöf sowie zum Einöfen von Nähmaschinen eignet sich, weil es nie ranzig wird noch in der Kälte erstarrt, das Daböl, ein Mineralöl, welches Sie durch Wirth & Co. in Frankfurt a. M. beziehen können.

Abonnet in Oberbergischen. Unterrichtsbriefe für das einjährige Freiwilligen-Gymen. Aus Leipzig (durch Buchhandel) zu beziehen.

5. Mai 1871. Uns ist unter diesem Datum kein Brief zugegangen, der nicht erledigt worden wäre.

Tornau, Tirol. La moda illustré. Abonnetin in W. Das im Bazar-Almanach angekündigte „Moos von Barzin“ ist der neueste Bekleidungsartikel. Das Material ist Mohair fris und ahmt glänzendes weiches Moos nach.

D. v. Z. in B. Vorzügliche Musterblätter enthält das Album der Blumenmalerei für Lehrer und Schüler von M. v. Reichenbach, sowie die Miniaturvorlagen für Blumenmalerei auf Papier, Holz u. von Marie Remy, zu beziehen durch die Arnoldi'sche Buchhandlung in Leipzig.

Nordpol. Wenden Sie sich an Herrn Adolf Henze in Neuschönefeld bei Leipzig.

Palersschik. Wenn Sie die Uebersetzung aus dem Böhmischen wünschen, müssen Sie gefälligst Ihre Adresse mittheilen.

An Clara und Fosen und G. N. W. in London. Jede Buchhandlung gibt Ihnen darüber Auskunft.

Prof. Abonnet. Ueber Fritz Vorstell's eminent verbienstliches Berliner Lese-Institut haben wir bis Schluß der Nummer die genaueren Notizen nicht erhalten. Wir werden sie also in der nächsten Nummer erst mittheilen.

Für den Weihnachtstisch! Schon seit Wochen werden zahlreiche Fragen nach Büchern, welche für Alt oder Jung zu Festgeschenken sich eignen, an die Redaction d. B. gerichtet.

Die Redaction d. B. gerichtet. Glücklicher Weise liegen gerade jetzt auf unserem Büchertische eine so große Auswahl trefflicher Werke, daß wir bei aller Verliebtheit der Wünsche doch Jedem das geeignete Buch nennen können.

Allerdings werden wir unsere Empfehlung stets in wenig Worte zusammenfassen. Bei Vorstellung auch der Ausgewähltesten ist man gezwungen, sich kurz zu fassen.

Als eins der seltenen Bücher, welche von Allen und Jedem, von Gelehrten wie Nichtgelehrten mit unbedingter Anerkennung begrüßt werden, ist Meyer's Handlexicon, das nimmehr abgeholten, als Ganzes vorliegt.

Auf 1500 Octavseiten enthält es Alles, was man wissen sollte und so oft nicht weiß. Die Artikel, auf das Wesentliche sich beschränkend, sind kurz, aber niemals auf Kosten der Genauigkeit; sie ziehen die neuesten Daten in ihr Bereich.

40 Karten, welche über mathematische und physikalische Geographie, vergleichende Geschichte u. s. w. trefflich orientiren, bilden eine prächtige Zugabe. Kurz, wir haben in Meyer's Handlexicon ein musterhaftes, wahrhaft handliches Nachschlagebuch erhalten, wie wir es längst bedürften und jetzt nie wieder entbehren können.

Es sollte in keinem Haushalt fehlen. — Von unserem verehrten Mitarbeiter Rudolf Gottschall ist bei C. Amelang ein komisches Epos „König Harago“ und bei Ernst Keil „Janus“, Friedens- und Kriegsgedichte, erschienen. Beide Bände, namentlich der letztere, sind prächtig ausgestattet.

Für den Werth des Inhalts bürgt der Name ihres Verfassers. Vielleicht gestattet uns der Verleger das eine und andere Gedicht aus Janus als Probe abdrucken. Bei dieser Gelegenheit machen wir wiederholt auf Rudolf Gottschall's vorzügliche Geschichte der National-Literatur, 4 Bände, dritte Auflage, aufmerksam.

— Daß von Hermann Klette eine vermehrte Gesamtausgabe seiner Gedichte mit dem Porträt des Dichters, im Schröder'schen Verlag hieselbst erscheint, wird alle Leserinnen und Leser zu hören freuen.

Demnach daß er als echter Poet längst erklärter Liebling des deutschen Publicums ist, weiß wahrscheinlich nur er selber nicht, sonst würde er mit seinen süßigen Gaben weniger zagen. — Bei Veit und Comp. in Leipzig erschien eine neue Auflage von Leopold Schefer's berühmten Latein-Brevier gleichzeitig mit einem Prachtbande: Das Latein-Brevier in freier Bearbeitung von Dr. Julius Wolla.

— Allen Blumenfreunden, also allen Frauen aufs wärmste empfohlen sei: Schmitzlin's Blumenzucht im Zimmer. Herausgegeben von Fr. Hübl. Zweite Prachttausgabe mit 47 in den Text gedruckten Illustrationen. Das von Autoritäten uns als classisch gerühmte Werk eignet sich, wie nicht leicht ein anderes, zum Festgeschenk für eine Dame.

(Preis broch. 2 1/2 Thlr., gebunden mit Goldschnitt 4 Thlr.) Zudem ist die Verlagshandlung der Verpflichtung, das Bediegene in würdiger Form zu bieten, in seltener Weise gerecht geworden. Druck, Papier, Illustration, es ist eine wahre Freude, solch ein Buch in die Hand zu nehmen! — Aehnliches verdient um die Damenwelt hat sich die Verlagshandlung von F. Meier in Braunschweig durch Herausgabe von Plath's Sternkunde für Frauen erworben.

Die Möglichkeit eines Buches, das die herrliche Gelegenheitsart des Alls begreift und den Laien am Sternenhimmel leicht sich orientiren lehrt, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Da aber competente Richter über die Plath'sche Sternkunde mit unbedingtem Lobe sich geäußert haben und der Verleger nichts veräumt, um das interessante Werk auch dem Auge gefällig zu machen, wird dasselbe sicherlich populär und Eigenthum aller Damen werden.

— Otto Spamer in Leipzig bietet ein wahrhaft Internationales Märchenbuch „Der Jugend Lieblings-Märchenbuch“. Familienbuch der schönsten Haus- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke aus aller Herren Länder. Herausgegeben von Franz Otto. Mit 110 Text-Abbildungen, acht Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Es wird das Entzücken unserer Jugend sein. — Für Erwachsene ein Märchenbuch, eine goldene Frucht in silberner Schale, find die vom Hallberger'schen Verlage herausgegebenen: Märchen von Wilhelm Hoffmann. Mit 42 Illustrationen von Theodor Weber. Theodor Hoffmann's zahlreiche Werke seien auf „Sechs Anarellen von Th. Hoffmann“ (C. C. Weinhold und Söhne in Dresden) aufmerksam gemacht.

— Zudem wir wieder und wieder auf Immermann's Dberhof mit Illustrationen von Baurier und Egnér's Frithiofs-Sage, illustrirt von Malmström (M. Hofmann in Berlin) aufmerksam machen, müssen wir leider, da der Raum zu mangeln beginnt, bei den übrigen vor uns liegenden Werken uns mit der namentlichen Anführung begnügen: Illustrierte Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von Wilhelm Müller (Stuttgart, Halberger); Sagen und Bilder aus allen Reichen der Natur. Von Paul Kummer. (Berlin, F. Berggol.) Eine vierte Auflage von Hagen's berühmten Erzählungen von dem alten Nürnberg „Morica“ (F. Z. Weber, Leipzig). Dr. H. Klende, „Das Weib als Gattin“ (Ed. Kummer in Leipzig).

— „Molire's Tactik“. In sinnfälligen paarweis gereimten Famben von Professor Adolf Laun (worauf wir bei Gelegenheit ausführlicher zurückkommen). — Weber: Schwedische Lieder (Text und Noten!) (Herb. Schöningh in Baderborn). Das Brautgeschenk oder Briefe einer Mutter an ihre Tochter über die Bestimmung des Weibes als Hausfrau, Gattin und Mutter. Von Friedrich Girardet, weiland Pastor der reformirten Gemeinde zu Dresden. Fünfte (!) Auflage. (H. Kehler in Leipzig).

— Die sämtlichen angeführten Werke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen! Wenn wir schließlich als Cicero pro domo sprechen und den Bazar-Almanach als ebenso passendes wie billiges Weihnachtsgeschenk empfehlen, wird man es uns nicht verargen. Niemand stellt sein Licht unter den Scheffel, und der Bazar-Almanach verdient in der That gerühmt zu werden.

Notiz.

Von vielen Abonnentinnen, welche den Bazar, sobald ein Jahrgang complet erschienen, binden lassen, sind wir wiederholt aufgefordert worden, passende Einband-Decken herstellen zu lassen.

Wir sind diesen Wünschen nachgekommen, und hat auf unsere Veranlassung Herr Franz Wagner in Leipzig sehr elegante Decken in Goldprägung für die Jahrgänge 1857-1872 mit reicher Vergoldung à 20 Zgr. anfertigen lassen.

Die Decken für 1873 möchten sich schon jetzt als passender Aufbewahrungsort für die nach und nach erscheinenden Nummern empfehlen. Bestellungen auf diese Decken übernimmt jede Buchhandlung, nur wolle man nicht veräumen, den Namen des Verlegers, Franz Wagner, beizufügen.

Die Bazar-Actien-Gesellschaft.